

7. Sekundärliteratur

August Hermann Francke und die Anfänge der ökumenischen Bewegung.

Beyreuther, Erich

Leipzig, 1957

Erstes Kapitel DIE ANFÄNGE

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Erstes Kapitel

DIE ANFÄNGE

1. Der junge Francke und die ökumenischen Gedanken und Einflüsse seiner Zeit

August Hermann Francke ist ein Sohn der freien Hansastadt Lübeck. In ihren Mauern ist er am 22. März 1663 geboren. David Gloxin, sein Großvater mütterlicherseits gehört in die Reihe der großen Lübecker Bürgermeister. Ehrwürdige Lübecker Geschlechter zählen von mütterlicher und großmütterlicher Seite her zu den Ahnen. In den Adern rollt das Blut der norddeutschen Kaufmannssippen, eines selbstbewußten Bürgertums, das nüchtern und großzügig zu planen und zu handeln auch in den trübsten Zeiten nicht verlernt hat. Weltweite Erfahrungen und kluge Regierungskunst vererben sich von Generation zu Generation¹.

Wohl hat Lübeck, einst das stolze Oberhaupt der Hansa, längst die Weltgeltung eingebüßt. Die Zeiten sind endgültig vorüber, in denen Lübeck im Bund mit den anderen Hansastädten den ganzen Welt-handel auf der nördlichen Route beherrscht hat. Dieser Handelsraum erstreckte sich von Rußland und Skandinavien bis an Flanderns und Englands Küste.

Die Stadt erleidet in dem Jahrhundert, in dem August Hermann Francke geboren wird, einen Schicksalsschlag nach dem anderen. Aber hoch klingt das Lied einer Bürgerschaft, die einem wirtschaftlichen Niedergang beharrlich trotzt. Der Wagemut ihrer Kaufleute sucht immer wieder die alten Verbindungen auf, mochten sie noch so oft und lange unterbrochen worden sein. So wird denn auch neuer Wohlstand begründet. Jedenfalls vermittelt Lübeck allezeit die großartige Schulung eines weltweiten Denkens. Mit dem aufsteigenden Hamburg, dem Einfallstor englischen Geistes und dem Vorort des Handels zwischen England und Deutschland, ist Lübeck durch ungezählte Fäden verknüpft. Geschlechter wandern hin und her. Die Unsumme lebendiger Erfahrungen kühner Großkaufmannsfamilien und wagender Unternehmer bleibt fruchtbar.

Lübeck ist nicht nur voller Wahrzeichen vergangener Größe, ist nicht nur die Stadt der Gotik. Vielmehr vermag das wirtschaftlich hart ringende Geschlecht dem Stadtbild gerade in der Zeit, in der August Hermann Francke geboren wird, ein Barockgepräge hinzuzufügen. Das Kunsthandwerk erlebt eine neue, ungeahnte Blüte.

In dieser Stadt wird die Taufe des August Hermann Francke vollzogen. Unter den Paten finden wir neben der Herzogin von Sachsen-Lauenburg zwei Vertreter der Patrizierfamilien, aber auch zwei Kleinbürger. Diese Zusammenstellung der Paten aus den verschiedenen Ständen, von der Gattin eines regierenden Fürsten bis hinunter zum Kleinbürger, charakterisiert die innere Haltung des Franckeschen Geschlechtes. Ist doch der Großvater des Täuflings im Jahre 1617 als Bäcker in Lübeck eingewandert. Seine hervorragende handwerkliche Tüchtigkeit und vor allem seine Rechtschaffenheit bahnen ihm den Weg zu den alten Lübecker Geschlechtern, aus denen seine Ehefrau stammt. Aus der Backstube ruft man den hochbegabten Vater des Täuflings energisch aufs Gymnasium zurück. August Hermann Franckes Vater tritt damit in die große Welt ein. In Rostock und in Königsberg studiert er Rechtsgelehrsamkeit. Die Vermögenslage seines Vaters erlaubt ihm weite Studienreisen durch Frankreich und Holland. An der Universität Basel erwirbt er sich den Doktorgrad beider Rechte. Nur des Vaters plötzliche Erkrankung hält ihn von einer geplanten italienischen Reise ab.

Weltoffenheit verbindet sich bei dem tüchtigen Juristen Dr. Johannes Francke mit persönlicher Frömmigkeit und Bescheidenheit. Der Lübecker Bürgermeister, der Syndikus David Gloxin, gibt dem jungen Rechtsgelehrten, der in den Dienst des Fürsten zu Sachsen-Lauenburg tritt, ohne Zögern eine seiner Töchter zur Frau. Damit tritt der Vater August Hermann Franckes in die engste Verbindung mit einem überaus klugen und politisch bedeutsamen Lübecker. Gloxin hat die Stadt Lübeck auf dem westfälischen Friedenskongreß im Jahre 1648 vertreten. Jetzt aber kämpft Gloxin mit dem Selbstbewußtsein des aufstrebenden Bürgertums zäh und zielbewußt als Vertreter der Kaufmannsgeschlechter für ihre Mitbeteiligung am Stadtregiment.

Es kommt zu leidenschaftlichen, tumultartigen Auseinandersetzungen mit den alten Ratsherrengeschlechtern, die sich die Vorherrschaft nicht entwenden lassen wollen. Reich und satt sitzt das Adelspatriziat auf seinen großen Gütern im Weichbild der Stadt und läßt die Finanzen der Stadt verrotten. Vor allem die arme Bevölkerung der Stadt leidet und darbt. Volksmengen ziehen demonstrierend auf die Güter der Junker. Gloxin, der Vertrauensmann der Bürgerschaft, siegt. Der Einfluß der bisher ausgeschalteten Bürgerschaft auf die Führung der Stadt ist gesichert. So gehen die schweren Verfassungskämpfe, die ein volles Jahrhundert das Leben der Stadt erschüttert haben, unter Gloxin dem Ende zu.

Mit der hohen Schuldenlast der Stadt werden die tüchtigen Lübecker Kaufleute fertig.

In dieses Gloxinsche Geschlecht heiratet der Vater August Hermann Franckes hinein. In keinem Hause finden die schweren Auseinandersetzungen einen lebhafteren Widerhall als in der Familie Gloxin-Francke. August Hermann Francke selbst fehlen die Kindheitserinnerungen an die Vaterstadt und an ihre Kämpfe. Sein Vater verläßt zwei Jahre nach der Geburt dieses Knaben die Hansastadt für immer. Eine achtzehnjährige erfolgreiche Tätigkeit erst in Ratzeburg, dann in Lübeck findet ihren endgültigen Abschluß².

Die Abwanderung geschieht nicht ungern. Neue politische Konflikte drohen durch das bevorstehende Eingreifen des Kaisers, der sich auf die Seite des zurückgedrängten Adelspatriziats stellt. Gloxin aber ist alt geworden.

August Hermann Francke weiß von alledem aus eigener Anschauung nichts. Zu früh ist er diesem Boden entnommen worden. Und doch ist das alte Lübecker Erbe in ihm lebendig geblieben. Die ganze Unverwüstlichkeit Lübecker Mutes ist ihm mitgegeben. Von Anbeginn an denkt er in großen Räumen. Ein verpflichtendes Stipendium eines weitblickenden Hamburger Großkaufmanns, seines Oheims aus dem Lübecker Geschlecht, ermöglicht ihm später ein Universitätsstudium, das zielbewußt und planmäßig von dem Stiftsdirektorium gelenkt wird. Darum kehrt der junge Francke als Student immer wieder in Lübeck ein. In Kiel beginnt sein eigentliches Studium. In Hamburg und Lübeck empfängt der junge Magister Francke entscheidende Lebenseindrücke. Die berühmte Bekehrung, die das Leben des jungen Francke von Grund auf umstürzt, erfolgt in Lüneburg. Vielleicht noch ausgeprägter zeigen sich die kühnen hanseatischen Züge bei einem seiner Brüder, der sich als erfolgreicher Großkaufmann in Venedig niederläßt und schließlich auf Grund seines großen Vermögens, das er sich erwirbt, die Erhebung in den Adelsstand erreicht.

August Hermann Francke hat noch eine zweite geistige Heimat gefunden: im mitteldeutschen Raum. Der Vater zieht mit seiner Familie nach Thüringen. Er kehrt gleichsam in das Land der Vorfahren zurück. Denn die Manneslinie der Francke führt in das hessische Thüringen, nach Heldra, unweit von Möhra, dem Stammort Luthers. Zu dem beweglichen und reichbegabten Thüringer Stamm im Herzen Deutschlands führen viele Ahnenlinien bedeutender Deutscher³.

Im 17. Jahrhundert beobachten wir bei den Gebildeten, aber auch

im Handwerkerstand, Freiheit und Leichtigkeit des Wanderns von Land zu Land. Man ist nicht übermäßig an die Stelle gebunden, in die man durch Geburt und Erziehung zuerst hineingeführt worden ist. Die Bande werden leicht geknüpft und schnell gelöst, dann anderwärts wieder angeknüpft. Das Talent vermag sich noch sein angemessenes Wirkungsfeld selbst auszuwählen. Es wächst nicht in seine Stelle wie ein eingepflanzter Baum. Es ist ihm noch erlaubt, den Wurzelboden selbst zu suchen. Für die Studierten finden sich noch genug Ämter und Ämtchen. Die Ansprüche sind noch nicht hochgeschraubt, und das Leben vollzieht sich in anspruchsloseren Formen. Aber diese Freiheit des Wanderns, der Vereinigung Gleichgesinnter und des ungehinderten geistigen Austausches verleiht diesen Männern Schwingen, nicht nur äußerliche, sondern auch innere geistige.

Jedenfalls hat der Lübecker Jurist Dr. Johannes Francke keinen schlechten Wechsel vollzogen, als er sich in die kleine Residenz Gotha rufen läßt. An Volksstärke, an wirtschaftlicher und militärischer Kraft kann sich das kleine Thüringer Herzogtum nicht mit dem großen Vetter, dem Kurfürstentum Sachsen, messen. Doch besitzt es in Herzog Ernst dem Frommen die bedeutendste Persönlichkeit, die Deutschland damals neben dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm aufzuweisen hat. Gotha wird unter Ernst dem Frommen in steigendem Maße zum Sammelpunkt hervorragendster Geister. Der neue Gothaer Hofrat Dr. Johannes Francke tritt in eine geistig weite und harmonische Welt ein, die erfüllt ist von großen Gedanken und Plänen. Der Herzog hat als Oberst unter Gustav Adolf gefochten. Herz und Leben für die gemeinsame protestantische Sache einzusetzen ist ihm immer eine Selbstverständlichkeit. Die armselige Ängstlichkeit und Pedanterie, die sich an den anderen lutherischen Fürstenhöfen Deutschlands breitgemacht hat, kommt in seiner Residenz und unter seinen Mitarbeitern nicht auf. Für konfessionelle Streithähne hat der milde Ernestiner niemals Sympathie gezeigt. Er schafft sie schnell aus dem Lande.

Es geht dem Herzog um die Bewährung des christlichen Glaubens im Alltag, um die Bewältigung einer Wirklichkeit, die den ganzen Christenmenschen fordert. In der Zeit rauchender Trümmer und grenzenloser Verwilderung eines durch den Dreißigjährigen Krieg zerschundenen Volkes ruft er die edelsten Geister zu sich. Gemeinsam will er mit ihnen gegen die Nöte vorgehen. Ernst der Fromme gehört zu den hellwachen Genies, die um das Unbefriedigende der bisherigen Geschichte des Protestantismus, um das Unvollendete in seiner Gestaltung und Durchführung wissen und von der Unruhe

erfaßt worden sind. Er weiß, daß vieles von dem, was Luther gewollt, unvollendet liegengeblieben ist.

Es ist ein einzigartiger, aber wohl bedeutsamer Vorgang, daß dieser Fürst, den man ein Verwaltungsgenie genannt hat, selbst hundert starke Aktenbände mitteldeutscher Urkunden zur Reformationsgeschichte sammelt, damit sein Kanzler Veit Ludwig von Seckendorff aus den Quellen eine Darstellung der Reformation liefere. Religiöse, soziale, wirtschaftliche, kulturelle und nicht zuletzt politische Reformgedanken erfüllen ihn⁴.

Ernst der Fromme hört gleichsam das ganze europäische Stimmengewirr nach neuen konstruktiven Gedanken ab. Aufschlußreich sind hier seine Anweisungen für die Prinzen, die er auf Bildungsreisen in das Ausland schickt. Mit den pädagogischen Reformbestrebungen seines Jahrhunderts ist er persönlich aufs engste verbunden. Er kennt all die großen Reformer persönlich: Ratichius, Johann Amos Comenius, Evenius, Andreas Reyher und nicht zuletzt den bedeutenden Generalsuperintendenten von Weimar, Kromayer, mit dem er allerdings Meinungsverschiedenheiten hat. Ratichius findet seine persönliche, wenn auch nicht kritiklose Unterstützung. Evenius wird ins Land gerufen. Die moderne Pädagogik findet ihre Grundlegung im Schulprogramm Ernsts des Frommen. Tüchtige Christen und tüchtige Staatsbürger will er erziehen. Mit innerlich gewandelten Menschen soll eine Reform der Kirche und der Welt erfolgen. Bald steht sein Herzogtum durch die Bildungshöhe seiner Dorf- und Stadtbevölkerung in Deutschland einzig da. Allen anderen Ländern zeitlich weit voraus, wird hier die allgemeine Schulpflicht eingeführt. Es kennt bald keine Analphabeten mehr⁵.

Dieser Fürst denkt nicht nur an sein eigenes Ländchen. Sein waches Verantwortungsbewußtsein umspannt die evangelische Christenheit. Solche Männer kann man unter den trinkfesten deutschen Fürsten damals mit der Laterne suchen.

Mit seinem berühmten Gothaer Gymnasium, das in Schulmethode und Bildungshöhe alle gleichartigen Institute weit überflügelt, verbindet Ernst der Fromme eine Druckerei. Hier läßt der wirtschaftlich außerordentlich weitsichtige Fürst die epochemachenden neuen Lehrbücher drucken. Er fördert ihre Übersetzung und Herausgabe in der französischen und italienischen Sprache. Seine Schulmethoden, auf die unsere heutige Pädagogik zurückgeht, sollen überall fruchtbar werden. Tatsächlich horcht die ganze europäische Bildungswelt auf. Sehr schnell stellen sich im Gymnasium Schüler aus Ungarn, aus Schlesien, aus Polen, aus Rußland und Skandinavien ein. Ernst der Fromme fördert diese Entwicklung⁶.

Er sucht aber auch den jammervollen und verwüstenden Streit unter den lutherischen Theologen, die sich in der Austeilung von Ketzerhüten förmlich überschlagen, zu beenden. Ein alter Plan des 1643 verstorbenen Lübecker Superintendenten Nikolaus Hunnius wird ausgegraben. Ein Rat von zwölf angesehenen lutherischen Professoren, von zwölf Adjunkten unterstützt, soll ein oberstes theologisches Forum bilden. Vor diesem Collegium Hunnianum und nicht in der Öffentlichkeit sind die Lehrstreitigkeiten auszutragen. Selbst der Gedanke einer lutherischen Gesamtsynode und der Wahl eines lutherischen Patriarchen taucht auf. An der tief eingefressenen protestantischen Uneinigkeit, an der Übergewalt des rein Politischen in den verschiedenen Residenzen und nicht zuletzt an den engstirnigen Eifersüchteleien der einzelnen Landeskirchen scheitert der große Plan. In enger Bindung an das Lübecker Projekt will Ernst der Fromme sogar die finanzielle Sicherung durch eine Stiftung von 200000 Talern eventuell allein übernehmen. Auch das hilft nicht.

In Ernst dem Frommen spricht sich die Sehnsucht des Jahrhunderts aus nach Harmonie, nach einer Überwindung aller geistigen Verwüstung, die Konfessionshaß und politische Verwilderung verursacht haben. Nicht auf eine starre Vereinheitlichung und auf einen geistlosen Zentralismus, aber auf Harmonie in aller Mannigfaltigkeit zielt das Drängen der Zeit. Das große Projekt einer lutherischen Gelehrtenrepublik, der Gedanke an einen neuen geistigen Mittelpunkt bewegt auch den Gothaer Kreis. Der Plan einer Bruderschaft, eines universalen Gelehrtenkollegiums zur Durchführung einer Generalreformation der Kirche und der Welt liegt irgendwie in der Luft.

Tatsächlich versucht der thüringische Herzog mit dem Collegium Hunnianum nichts anderes, als eine Einigung des gesamten Lutheriums Deutschlands und Skandinaviens einzuleiten. In gemeinsamer positiver theologischer Arbeit soll es zu einer Verwirklichung der Harmonie, zu einer geschlossenen Darstellung lutherischen Wollens angesichts einer zielbewußten und bedrohlichen Rekatholisierungspolitik Frankreichs in Weltmaßstäben kommen.

Ein kleiner lutherischer Hof ohne die typisch deutsche provinzielle Enge stellt sich in den Dienst großartiger Konzeptionen. Der Oberst, der auf den Schlachtfeldern zu Lützen und anderswo mitgekämpft hat, weiß sich allen verfolgten Protestanten verbunden und verpflichtet. Den in Ungarn und Schlesien bedrängten Lutheranern bietet er in Gotha ein Asyl an. Seine Stadt soll so erweitert werden, daß sie auch ihnen Raum und Existenz gewähren kann.

Kein Wunder, daß sich diese Bereitschaft im Ausland herumspricht. Die evangelische deutsche Gemeinde in London wendet sich hilfesuchend an ihn. Folgenreicher ist die Verbindung mit der deutschen lutherischen Gemeinde in Moskau. Die Gründung und Unterhaltung ihrer Schule verdankt sie Ernst dem Frommen. Nach dessen Willen soll die reich ausgestattete Freischule als Bildungsstätte zugleich den Söhnen aller noch nicht christianisierten russischen Völker offenstehen.

Die Verbindung mit der evangelischen Gemeinde in Moskau wird vom Gothaer Herzog planmäßig zu einem Verkehr mit dem Zaren ausgebaut. Der unmittelbare Anlaß ist die Sorge um die deutschen Brüder. Es ist ungewöhnlich, wenn ein fremder Landesherr sich so intensiv und persönlich um Landsleute in einem anderen Staatswesen bemüht. Einem nur zu leicht entstehenden Mißtrauen sucht Gotha vorzubeugen.

Und doch vollzieht hier Ernst der Fromme einen entscheidenden Schritt, der mit der Tradition im deutschen Luthertum bricht. Für das deutsche Luthertum des 17. Jahrhunderts gilt: Verantwortlich ist der lutherische Christ nur für den Nächsten in des Wortes unmittelbarem und ursprünglichem Sinn. Wirklich der Nächste ist der mir Nahe. Zu einem Nächsten muß man nicht erst tausend Schritte gehen. Den sucht man nicht in der Ferne. Schwerlich sind in diesem Sinn Rußland und der kleine thüringische Staat einander Nächste. Diese Einschränkung macht der Gothaer nicht⁸.

Der Herzog ist über die neue Situation in Rußland gut unterrichtet. Sämtliche einschlägige Literatur über das Zarenreich ist in Gotha immer aufmerksam studiert worden. Man weiß, daß hier ein unermeßlich weites Land erwacht. Wirtschaftlich-technisch und auch seelisch noch weit im Mittelalterlichen befangen, sucht es Verbindung mit dem Westen. Ist es vor allem die Bedrängnis durch die Türken, die den Zaren Waffenbruderschaft mit der Staatenwelt Mitteleuropas suchen läßt? Er schickt sich jedenfalls an, die europäische Bühne zu betreten.

Im Gegensatz zu den anderen, zögernden Fürsten in Deutschland erfaßt Ernst der Fromme sofort die ausgestreckte russische Hand. Sein Landphysikus Dr. Laurentius Blumentrost, ein glühender Anhänger der Gothaer Reformbestrebungen, wird als Leibarzt an den Zaren Alexei Michailowitsch abgegeben. Ein Legationssekretär des Zaren, ein gebürtiger Thüringer, besucht auf einer Diplomatenreise durch Deutschland auch Gotha. Durch ihn empfängt der Zar eingehende Berichte über den thüringischen Musterstaat. Eine vorbildliche Zusammenstellung der gothaischen Landesgesetze und

des umwälzenden pädagogischen Neubaus des Schulwesens findet in Moskau gespannte Aufmerksamkeit.

Eine Sondergesandtschaft des Zaren erscheint schließlich in Gotha. Sie wird mit höchsten Ehren empfangen. Eine Fülle staatspolitischer und kultureller Fragen wird eingehend erörtert. Das ist alles neuartig. Die Regierung eines kleinen Musterstaates sucht nicht aus Großmannssucht, sondern von einem aufrichtigen und ehrlichen Streben erfüllt, einer aufsteigenden Großmacht, die in ihrer Entwicklung Jahrhunderte zu überspringen sucht, erprobte Staatsweisheiten und praktische Anregungen zu vermitteln.

Ernst der Fromme gehört zu dem neuen deutschen Fürstentyp, der im 16. Jahrhundert entstanden ist und der erstaunlich wirtschaftlich denkt. Er steht in der Reihe der fürstlichen Bankiers großen Stiles, wie vor ihm Johann von Küstrin und Kurfürst August von Sachsen, die nach Hunderttausenden ihre Taler verleihen. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten Rußlands bleiben ihm nicht verborgen. Dem russischen Gesandten wird die Entwicklung des Chinahandels und der Ausbau des sibirischen Landweges nach dem Reich der Mitte ans Herz gelegt. Für die Ausmessung der Riesenräume bietet er die Hilfe deutscher Mathematiker an. Zugleich versucht man durch beruhigende Versicherungen den abergläubischen Argwohn gegenüber den noch unbekannten mathematischen Instrumenten zu zerstreuen. In Kunst, Handwerk und Wissenschaft anerkannte Fachleute stellt Gotha in Aussicht, wenn für sie ausreichende Gehälter zugesichert werden. In allem finden wir eine erstaunliche Weite des Gesichtskreises bei einem Fürsten, der nur über ein kleines, noch dazu an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges schwer leidendes Land verfügt.

Ehe der Freiherr von Leibniz seine großen Rußlandpläne entwickelt, die in die gleiche Richtung zielen, tauchen in Gotha große konstruktive Gedanken auf, verwirklichen sich bedeutsame Begegnungen.

Dabei stoßen wir auf etwas völlig Neues. Es ist ein Sendungsbewußtsein, das völlig aus dem bisher üblichen Rahmen eines braven deutschen Luthertums herausfällt. Ernst der Fromme gehört, geistesgeschichtlich gesehen, zu dem neuen Menschentyp, zu dem homo societatis. Dieser homo societatis, geboren im Strom der Friedenssehnsucht der Zeit, die sich aus der Flut von Haß und Wirrnis zu befreien sucht, findet seine Grundprobleme in einer Neuformung der menschlichen Gemeinschaft, sei es der staatlichen, der kirchlichen oder der überstaatlichen. Der Glaube an den Sittigungsprozeß, an eine sittliche Entwicklung der Menschheit, erzeugt ein

neues Aktivitätsideal. Eine neue Tatbegeisterung, ein neues Kulturideal sucht die Echtheit der Gläubigkeit in der Kraft christlicher Sittlichkeit. Der Gradmesser für die innere Wahrheit eines Glaubens liegt in seiner Liebesgesinnung, in seiner gemeinschaftsbildenden Kraft. Mag daraus eine Reglementierungssucht, ein Reglementarismus entstehen, der eben alles ordnen will, die positiven und vorwärtstreibenden Kräfte sind offenbar.

Ernst der Fromme, von diesen neuen Strömungen erfaßt, weist dem Luthertum in der Welt diese neue Aufgabe zu. Ihm traut er einen entscheidenden Beitrag zur Generalreform der Welt zu. Gewiß trennt ihn und seine Mitarbeiter, die die Welt praktisch, d. h. geistig und sozial, durchgreifend verbessern wollen, von Luther, daß sie abstrakte Ziele haben und Weltverbesserungsplänen nachhängen. Vor allem Johann Valentin Andreae und Ratichius stellen sie bereits an der Schwelle dieses Jahrhunderts auf. Luther hat das bekanntlich nicht getan. Aber das ganze Pathos ist bei allen voraufklärerischen Neigungen lutherisch in Gotha. Man weiß noch mit dem Reformator, daß das irrende Werkzeug der Vernunft wahre Wunder zur Erhaltung einer verfallenden Welt zu verrichten vermag. Vernunft und christliche Liebe beseitigen viel Jammer, wenn das alles nur ernsthaft gewollt wird. Dieser neue homo societatis christianus oder lutheranus tritt in das Gesichtsfeld der Zeit.

Doch nicht nur der Osten mit seinen noch undeutlich geahnten Möglichkeiten, die in ihm schlummern, beschäftigt den Gothaer. Auch den im Bewußtsein Europas jetzt erst wirklich auftauchenden afrikanischen und asiatischen Kulturräumen gilt die wache Aufmerksamkeit. Ernst der Fromme hat nicht eher geruht, als bis sein Hofrat, der große Orientalist Hiob Ludolf, seinen äthiopischen Freund, den er in Rom kennengelernt hat, nach Gotha ruft. Im Jahre 1652 erscheint dieser Theologe aus Abessinien, Abba Gregorius, auf dem Schloß Friedensstein in Gotha. Alle Bücher, die die große Fürstenbibliothek in Gotha über dieses Abessinien besitzt, sind vorher intensiv studiert worden. Mit einer Unzahl sorgfältig überlegter Fragen wird der Äthiopier bestürmt. Fernhandelspläne locken den Herzog auch nach dem Orient. Und doch sucht der thüringische Fürst vor allem Abessinien durch eine Berührung mit lutherischem Kirchentum und lutherischer Theologie zu neuem Leben zu wecken. Er möchte nichts lieber, als daß dieses christliche Kaiserreich im dunklen Afrika kulturell, wirtschaftlich, geistig, staatspolitisch sich erneuere und sich vor allem auf seine Missionsaufgabe im schwarzen Erdteil besinne.

Es ist das Schicksal aller großen Pläne des Gothaers, daß sie sich

nicht realisiert haben. Von da her mögen auch die Anwandlungen von Schwermut zu erklären sein, die den weitblickenden Fürsten immer wieder quälen. Ist es aber vergeblich gewesen, daß ein Fürst, auf den die reformwilligen Kräfte in ganz Deutschland blicken, dem Luthertum aus seiner Enge und Einkapselung heraushelfen möchte? Die Auswirkung ist nicht abzuschätzen. Greifbar aber wird sie in dem Mann, der durch den Berufswechsel seines Vaters nach Gotha, dem Sitz und Zentrum eines ökumenisch gestimmten Luthertums im Deutschland des 17. Jahrhunderts als Kind verpflanzt wird.

In dieser Stadt mit einer wahrhaft ökumenischen Atmosphäre wächst der junge Francke heran und empfängt seine entscheidenden Jugendeindrücke. Wohl verliert er mit sieben Jahren den Vater. Doch die Familie bleibt in dem stattlichen Steinhaus wohnen, das Ernst der Fromme dem Hofrat Dr. Johannes Francke gebaut und geschenkt hat. Der Lebenszuschnitt ändert sich kaum. Der junge Francke beginnt das 13. Lebensjahr, als Ernst der Fromme stirbt. Aber die genialsten Mitarbeiter Ernsts des Frommen kennen den jungen Francke und fördern ihn. In dem großen lutherischen Staatsmann Veit Ludwig von Seckendorff gewinnt der vaterlos Heranwachsende eine lebendige Verbindung mit der ökumenischen Tradition Gothas, deren Denkmal die berühmte Reformationsgeschichte aus der Feder dieses Mannes ist. Seckendorff, am Gothaer Hof aufgewachsen, später Kanzler Ernsts des Frommen, von ihm geprägt, in alle Pläne eingeweiht, ist eine durch und durch lutherisch und ökumenisch denkende Persönlichkeit. Fünf europäische Sprachen spricht Seckendorff fließend⁹.

Die Bedeutung dieses Umgangs für die innere Entwicklung des jungen Francke liegt auf der Hand.

Vorerst besucht der Knabe nach eingehender Privaterziehung das berühmte Gothaer Gymnasium. Diese Schulanstalt steht in ihrer europäischen Weite einzig da. Schüler aus dem Ausland sind keine Seltenheit. Das Gymnasium ist zur Zeit des jungen Francke in einem ständigen Aufstieg begriffen. Nach dem Tode Ernsts des Frommen (1675) beginnt sich die fortschrittliche und vorbildliche Unterrichtsmethode erst voll auszuwirken. Auf Grund seiner auffallenden Begabung wird der dreizehnjährige Knabe bereits in die Selektta aufgenommen, die unmittelbar auf das Universitätsstudium vorbereitet. Hier bewegt sich der Heranwachsende unter Kameraden, die oft sechs und sieben Jahre älter sind. Der noch nicht Fünfzehnjährige verläßt die Anstalt, nachdem er ihre höchste Klasse mühelos durchlaufen hat¹⁰.



Der junge August Hermann Francke



Hiob Ludolf,
Staatsrat Ernsts des Frommen und berühmter Sprachgelehrter

Sein Studium beginnt der junge Francke an der nahen Universität Erfurt. Ihr Niedergang war damals kein Geheimnis. Doch bleibt er hier unter den Augen des alten Hofrates Hiob Ludolf, des berühmten Orientalisten, eines Amtskollegen seines früh verstorbenen Vaters. Von Hiob Ludolf stammt die erste Grammatik der äthiopischen Sprache. Dieser große Gelehrte pflegt eine weltweite Korrespondenz mit den bekanntesten Persönlichkeiten seiner Zeit, selbst mit Leibniz. Der weitgereiste Sprachgelehrte ist in allen Hauptstädten daheim, in London, in Rom, in Paris. Wie tiefgehend der Einfluß dieser Gestalt auf den jungen Studenten ist, läßt sich daran ermes sen, daß Francke nach dem Abschluß seines Theologiestudiums und nach einem kurzen Zwischenspiel als Pfarrer in Erfurt als Professor für orientalische Sprachen nach Halle berufen wird.

Auch der enge Zusammenhang der Franckeschen Familie mit dem Herzogshaus bleibt nach dem frühen Tod des Ernährers bestehen. Als der junge Pfarrer Magister Francke wegen seiner pietistischen Haltung aus Erfurt vertrieben wird, bemühen sich die thüringischen Fürstenhöfe ernsthaft um ihn. Der Weimarer Hof sucht ihn als Prinzen erzieher und Hofprediger zu gewinnen. In Coburg denkt man daran, ihn als Theologieprofessor an das Kasimiraneum zu berufen. Auch der Gothaer Hof versucht, ihn festzuhalten.

Selten günstig sind die Umwelteinflüsse, die auf den jungen Francke wirken. Die Gothaer Atmosphäre ist europäisch und ökumenisch. Ein leidenschaftlicher Aufbauwille kennzeichnet sie. Bedeutende Persönlichkeiten wie Veit Ludwig von Seckendorff und Hiob Ludolf fördern ihn. So kritisch auch später August Hermann Francke über seine eigene Erziehung denkt, sie ist ausgewählt sorgfältig gewesen. Veit Ludwig von Seckendorff hat ihr noch die Richtung auf die modernen Sprachen gegeben. Denn der Student Francke lernt Englisch, Französisch, Italienisch und Holländisch. Später erwirbt er sich sogar gute Anfangskenntnisse im Russischen. Die Aneignung so vieler europäischer Sprachen ist jedenfalls ein Bekenntnis zu dem neuen Geist der Zeit. Denn die Gebildeten haben sich damals in ganz Europa noch mühelos in der lateinischen Gelehrtensprache verständigt, die der Gymnasiast in Gotha lernt, wo er seine Lehrer und Mitschüler durch glänzende rhetorische Leistungen in dieser klassischen Sprache überrascht. Das neue Ideal des homo societatis hat auch über ihn Gewalt.

Andererseits leitet ihn der große Sprachgelehrte Hiob Ludolf, der die kostbarsten orientalischen Handschriften besitzt und den Eifer des jungen Francke entflammt, auf die Vertiefung morgenländischer

Kenntnisse. Auch hier sind die Sprachkenntnisse allein die Brücke in eine neue Welt.

Ist es nicht ein psychologisches Rätsel, wenn dieser hochbegabte Student, der in großbürgerlichen Verhältnissen in der Nähe eines bedeutenden Fürstenhofes und im Umgang mit Staatsräten und Weltreisenden aufwächst, Theologe wird? Der eine Bruder wird Jurist wie der Vater, den anderen lockt die Ferne, und er wird Großkaufmann. In einer langen Ahnenkette, soweit sie überschaubar ist, ist August Hermann der erste, der sich der Theologie zuwendet. Und das in einer Zeit, in der die Söhne des aufstrebenden höheren Bürgertums diesen Beruf kaum noch verlockend finden, Übernehmen nicht schon weithin die Juristen und die Leibärzte an den Fürstenhöfen die Rolle, die bisher die Hofprediger eingenommen haben? Der Zug der Zeit geht dahin.

August Hermann Francke spürt von früh an einen starken Drang zum geistlichen Beruf. Es ist auch seinen Eltern niemals zweifelhaft gewesen, daß einmal hier seine Berufung liegen wird. Bricht Lübecker Erbe durch? Denn einer der Gloxins ist eine so ausgereifte christliche Persönlichkeit gewesen, ein Dulder wie Hiob, aber glaubensstark und glaubensfroh, daß Fürsten und Prinzen an seinem Krankenlager gesessen haben, um von diesem begnadeten Laien Segen zu empfangen.

Von dem Zwölfjährigen wissen wir, daß er in Johann Arndts Wahrem Christentum gelesen hat. Seine um zwei Jahre ältere Liebblingsschwester, die bestimmenden Einfluß auf ihn gewinnt und deren sonnige Art ihn lenkt, erreicht bei der Mutter, daß dem Knaben für seine täglichen Andachtsübungen ein Kämmerchen eingeräumt wird.

Er wendet sich mit der ganzen Inbrunst seines jungen Herzens einem Erbauungsbuch zu, an dem sich lutherische Frömmigkeit Generationen hindurch genährt hat. Neben der aufgeschlagenen Bibel liegt Johann Arndts Wahres Christentum. Hier und dort je ein Kapitel zu lesen ist bereits zur festen Übung vieler Frommen geworden. Francke hat sich in dem dicken Buch Arndts so gut ausgekannt wie in der Heiligen Schrift, und nichts zitiert er später neben der Bibel so oft wie Johann Arndt.

Ist das nicht eine ganz enge Welt, in die des Knaben Seele eintaucht? Gott und die Seele, Abwendung von der Welt und Hinwendung zu Gott? Fordert nicht Johann Arndt eine leise Frömmigkeit, die demütig und gelassen fernab der lauten Straßen der Welt eine klösterlich-mystische Gottesminne kultiviert?

Im Erdreich sucht sich jede Pflanze die ihr geeigneten Nährstoffe

auf und läßt andere beiseite. Nicht anders verhält es sich in der geistigen Existenz. Jeder schöpferisch veranlagte Mensch nimmt das ihm Gemäße auf. Bewußt wie unbewußt meidet er eine geistige Nahrung, die seinem Wesen und seinem inneren Drang fern liegt. Die Welt, in die der Generalsuperintendent von Celle, Johann Arndt, einführt, ist nicht mit Klostermauern umgeben. Seine Tadel, die bei ihm immer nur Weltflüchtigkeit wahrnehmen, haben dabei völlig übersehen, daß Arndt die Gottes- und die Nächstenliebe unzertrennbar miteinander verklammert. Ganze Teile seines umfangreichen Werkes kreisen in einer weitausgedehnten Auslegung um das Hohelied der Liebe im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes. Gedanken klingen an, in denen eine revolutionisierende Kraft liegt. Man muß sie nur erkennen und aufnehmen¹¹.

Ein starkes soziales Pathos ist unverkennbar. Bei der Eigentumsfrage fallen Worte wie: „Das Feuer brennt für die Armen wie für die Reichen.“ Johann Arndt ist unruhig geworden über den krassen Unterschieden zwischen arm und reich in einer Christenheit, die einem Abbild der ersten Christen so ferngerückt ist. „Wer seinen Bruder nicht liebt, wie kann er Gott lieben? Wer mit Gott vereinigt ist durch die Liebe, der wird auch mit dem Bruder nicht vereinigt bleiben. Damit die Einigkeit unter den Christen groß werde, muß dieselbe ihren Ursprung nehmen aus der Einigkeit mit Gott. Die Einigkeit ist ein großes Gut der Menschen und ihre größte Stärke.“ Hören wir hier die Stimme der Weltflüchtigkeit und Klosterseligkeit, den Rat, sich vornehm aus der Welt zurückzuziehen und sie ihrem Elend zu überlassen? Doch wohl kaum¹².

Unermüdlich wird der Gedanke von der allgemeinen Bruderschaft variiert. Von Natur sind wir Brüder, sagt Arndt. Gott hat uns miteinander geschaffen. „Aber das Evangelium lehrt uns eine viel höhere Bruderschaft in Christo Jesu, daß wir alle untereinander Glieder seien unter einem Haupt.“ Zu den Kennzeichen der Gegenwartigkeit des Heiligen Geistes gehört die brüderliche Liebe. „Alle, die nicht in der Liebe leben, trennen sich von dem einigen Haupte Christo... Wer den Bruder nicht liebet, der bleibt im Tode, der ist lebendig tot.“

Der Gedanke der großen Bruderschaft aller, die Menschenantlitz tragen, der Gedanke der Menschheit als einer Ganzheit, liegt im Menschenverständnis Johann Arndts bereits ausgesprochen. Es ist der homo societatis! Vor Gott bleibt der Mensch ein hilflos der Erbsünde verfallenes Geschöpf. Sein ewiges Heil vermag er sich selbst nicht zu schaffen. Aber der Welt zugewandt, bleibt der Mensch nicht hilflos. Spiegelt sich in seinem Geist nicht der Makro-

kosmos, die große Schöpfungswelt? Ist er nicht fähig, die Baugesetze der sichtbaren Schöpfung zu erforschen? Die großartige Zahlensymmetrie der Sternenwelt ist für den menschlichen Geist nachrechenbar. Johann Arndt gehört sicherlich in die Reihe der Alchimisten, der paracelsisch Gesonnenen. Sein Leben lang hat er nicht von naturwissenschaftlichen Studien gelassen, um das zu erkennen, was die Natur im Innersten zusammenhält.

Was bedeutet die rastlose Durchforschung der Natur und ihrer Kräfte? Jede Erkenntnis der unendlichen Schöpfungs- und Zahlenharmonie des Weltalls, jeder Einblick in die innere Struktur der Natur steigert nur die Ehrfurcht und Anbetung, die, wenn sie echt sind, sich in Nächstenliebe umsetzen. Fortschreitende Naturerkenntnis vertieft die Gotteserkenntnis und Nächstenliebe.

Johann Arndt nimmt den Menschen als aktive Persönlichkeit. So beansprucht ihn das Evangelium. Der durch die Erbsünde belastete Mensch vermag durch Vergebung und Wiedergeburt erneut Gottes Ebenbild zu werden.

Die Gottebenbildlichkeit, von der Johann Arndt unermüdlich als einem der tragenden Grundgedanken seiner Frömmigkeit spricht, ist jedem Menschen eingestiftet. Damit rückt der Mensch an sich, ungeachtet seiner Rassenzugehörigkeit, als Geschöpf und Ebenbild in den Mittelpunkt des Frömmigkeitsinteresses. Hier ist nicht der Europäer, nicht der Chinese, nicht der Inder, nicht der Afrikaner, hier ist einfach der Mensch schlechthin angesprochen.

Diese Zusammenhänge scheinen auf den ersten Blick wenig zu bedeuten. Aber es liegt in ihnen eine revolutionierende Kraft verborgen. Das Menschenbild Arndts zeigt das vor Gott und seinem ewigen Heil gegenüber hilflose, auf Gnade angewiesene Geschöpf. In der Welt aber ist der Mensch zur Aktivität gefordert. Seine Vernunft wird entscheidend als Ordnungsfunktion begriffen. Sie vermag durch natürliche Gerechtigkeit die menschlichen Gemeinschaftsformen zu ordnen. Und doch ist die Gerechtigkeit auf ihre Überhöhung durch die Barmherzigkeit angelegt. Dem Christentum ist die universale Aufgabe anvertraut, durch seine Liebeskräfte zur Neuordnung aller staatlichen und gesellschaftlichen Beziehungen beizutragen. Johann Arndt steht in der Grundstimmung des 17. Jahrhunderts, die ethizistisch-unionistisch-ökumenisch ist. Die Überzeugungskraft des christlichen Glaubens liegt in seiner ethischen Bewährung.

Johann Valentin Andreä hat seinem geliebten und verehrten Freund Johann Arndt seine christliche Utopie, die berühmte „Christianopolis“ gewidmet. Sinn und Ziel der „Christianopolis“ liegen in der

Verwirklichung des wahren Christentums als eines in der Liebe tätigen Glaubens, der den wahren homo societatis erzieht, der die Generalreformation der ganzen Welt ermöglicht. Die Reißbrettphantasien der Renaissancearchitekten haben die äußere Gestaltung dieses ersten christlichen Staatsromanes bestimmt. Johann Valentin Andreä hat im 17. Jahrhundert damit große Wirkungen entfacht. In utopistischen Wunschbildern als Ausdruck repräsentativer Hoffnungen einer Zeit liegen starke geschichtsbildende Mächte, wie wir jetzt wissen¹³.

Auf alle Fälle bedeutet diese Schau, die in einer radikal und ohne Einschränkung vorgetragenen Forderung der allgemeinen Bruderliebe und Bruderschaft gipfelt, nichts weniger als eine vorbehaltlose Ausdehnung der Liebes- und Dienstpflicht auf die ganze Menschheit. Alle durch die Geschichte und durch geographische Trennung errichteten Mauern zwischen den Rassen, Völkern und Zeiten, ja zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten werden im letzten unwesentlich. Unter dem Einfluß dieses grenzenlos erweiterten Liebesbegriffes ist man dann plötzlich bereit, über Meere zu reisen, um nur einige zu retten. In diesem Nächstenbegriff liegen bereits die Wurzeln zu einem Heroismus, wie er im Pietismus aufbrechen soll.

Es bleibt dabei unbestritten, daß Johann Arndt selten von der Kirche spricht. Nur andeutungsweise nimmt er das Wort von der einen Christenheit auf Erden in den Mund. Seine Gedanken haben tatsächlich auch eine deutliche individualistisch-mystische Zuspitzung. Gott hat den Menschen als sein Spiegelbild in die Welt gestellt. Der Mensch ist das Bindeglied zwischen dem Schöpfer und der Schöpfung. Die Würde des Menschen liegt in der Schau Gottes, die ihn den Engeln gleich macht. Und doch liegt die Würde des Menschen zugleich im *Handeln*. Denn was Gott für den Makrokosmos darstellt, das ist der Mensch als Mikrokosmos für die Erdenwelt.

Hier liegen zweifelsohne Spannungen. Johann Arndts Menschenbild umspannt das Ich, das mit seinem Gott alleingelassen sein will im schrankenlosen Individualismus und das doch zugleich in einem ergreifenden Suchen nach Gemeinschaft und Neugestaltung aller menschlichen Ordnungen auf dem Weg ist. Wer denkt nicht bei seinem Menschen- und Weltbild auch an Thomas von Aquino und sein: *orbis ad Deum ordinatus*?

Man hat bis heute fast nur das Weltflüchtige bei Arndt gesehen und ihn in seiner geschichtlichen Wirkung schief und einseitig gezeichnet. Wie wirkt Arndt auf August Hermann Francke? Von

seinem 12. Lebensjahr an bis an sein Lebensende bleibt er unter dem Einfluß Arndtscher Frömmigkeitsausprägung. Hier liegt sein heimliches Ideal, hier finden wir das Leitbild von prägender Kraft in seinem Leben. Arndt hat Francke, und das ist nicht zu bezweifeln, im höchsten Maße aktiviert und in die Welt des Handelns geführt! Francke ist völlig unmystisch veranlagt. Schon durch das Elternerbe und noch mehr durch seine Umgebung, die ihn mitten in ein aufstrebendes Bürgertum hineinstellt, bleibt er zeitlebens weltzugewandt. Zitate besagen allein nichts, wenn nicht die Lebensleistung die Stromrichtung beweist.

Der in seinem Johann Arndt selige Francke ist von Anfang an nicht zu einem Wirken auf irgendeinem bescheidenen Posten bestimmt. Er will selbst hoch hinaus, auch nach seiner Bekehrung brennt in ihm der Wille zu einer ganzen Lebensleistung! Als Student hat er das Glück, das reiche Schabbelsche Familienstipendium zu empfangen. Diese Stiftung verlangt von ihren Stipendiaten, daß sie ihr Studium mit dem Erwerb der theologischen Doktorwürde krönen. Dieser Titel wird jedoch nur dann praktisch anwendbar, wenn die Lebensstellung in ein akademisches oder in ein kirchliches Führungsamt einmündet. Der Stipendiat verpflichtet sich tatsächlich, kein Amt anzunehmen, das ihn mit äußeren Amtspflichten überlastet. Zeitlebens hat er mit seiner Gelehrsamkeit, zu deren Erwerb ihn das Familienstipendium bis zur Dauer von acht Studienjahren unterstützt, der ganzen lutherischen Kirche zu dienen. In diesem Sinn bleibt er für sein ganzes Leben ein Schuldner der Schabbelschen Stiftung. Hinter dieser Studienordnung steht nicht nur der bedeutende Lübecker Superintendent Nikolaus Hunnius, der sie entwirft. Vielmehr spricht der Stifter selbst, ein Hamburger Großkaufmann, der in Fernhandelsbeziehungen lebt und in großen Verhältnissen denkt, seinen Willen aus.

Es sind hier nicht alle geistigen Fäden freizulegen und nicht alle Einflüsse aufzuspüren, die den jungen Francke prägen. Wichtig und entscheidend für ihn wird noch die Freundschaft, die den jungen Magister später mit Philipp Jakob Spener verbindet. Auch hier ist der Ruf in ökumenische und gesamteuropäische Weite und Verpflichtung unüberhörbar. In Speners berühmter Reformschrift „*Pia desideria*“ liegt das Ferment einer sozialen und ökumenischen Bewegung¹⁴.

In der Nachfolge von Johann Arndts Wahrem Christentum, über das Spener Predigtreihen gehalten hat, fordert er eindeutig „eine andere gemeinschaft der güter ganz nothwendig“. Unser Hab und Gut ist als „ein gemeinschaftliches Gut“ anzusehen und zu ver-

walten. Und das in Freiwilligkeit sonder Zwang. „Die Armut ist ein Schandfleck unseres Christentums.“ „Das Band der heiligsten Bruderschaft ist durch mangelnde Frömmigkeit der Christen zerrissen“, klagt Spener. Aber er hofft, daß „mit heiligem eifer gleichsam in die wette die ganze auß Juden und Heyden versammelte Kirche in einem glauben und dessen reichen fruchten GOTT dienen und sich miteinander erbauen werde“.

Hält man diese glühende Hoffnung mit seiner Forderung nach einer Praktizierung des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen zusammen, spürt man das Erregende und Begeisternde. Spener hätte kaum dieses Echo gefunden, das er tatsächlich gefunden hat, wenn ihm nicht das Begehren der Zeit entgegengekommen wäre. Der neue Gemeinschaftswille, der über die säuberlichen Standesgruppierungen hinausdrängt und sich zu freiwilligen Bildungs- und Gesinnungsgemeinschaften formiert, wird vor allem von dem neu gekräftigten Bürgertum getragen, das zuerst in Holland und England eine verbürgerlichte Kultur schafft. Nicht zufällig entwickelt Spener diese Gedanken in der freien Stadt Frankfurt, deren Christentum er als Senior leitet. Es ist auch nicht von ungefähr gewesen, daß Spener in der freien Stadt Straßburg mit seiner selbstbewußten Bürgerschaft und lebendigen Tradition die entscheidenden Studienjahre verbrachte.

Mitten in der Gärung der Zeit, die sich für die neue Form der Gemeinschaft in freiwilligen Sozietäten begeistert — es ist eine Ehre, einer Sozietät anzugehören —, empfängt Spener einen neuen Blick für die urchristlichen Gemeindeversammlungen, da die Christen einmütig beisammen gewesen sind. Neben den institutionellen Gottesdiensten, in denen der Laie stumm ist, will Spener in der Form christlicher Sozietäten eine Möglichkeit schaffen, in der ein wechselseitiges Gespräch zwischen Laien und Geistlichen um Schrift und Bekenntnis als Wegweisung stattfinden kann. Hier dürfen die Gläubigen einander das Herz ausschütten und gemeinsam und brüderlich um Klarheit in allen Lebensfragen ringen. In diesen Gemeindeversammlungen werden dann alle Standesunterschiede, die im bürgerlichen Leben sich nicht verwischen, unwesentlich. Hier gilt allein die geistliche Vollmacht.

Daß Spener die Linien Johann Arndts nur auszieht, ist deutlich. Die Anregungen und praktischen Forderungen einer Bruderschaft aller Kinder Gottes wachsen aus der Frömmigkeitswelt Arndts. Er ist tatsächlich der große Wender in der Geschichte der lutherischen Frömmigkeit. Spener schreitet in seinen Spuren. Das Programm ruft nach einer großen Persönlichkeit, die es in

konzentrierter Anstrengung zu verwirklichen sucht. Wer wird diese Gestalt sein? Der stille Spener ist es nicht. Und doch ist er für viele ein Vorbild.

Der Gedanke der großen Bruderschaft aller Kinder Gottes treibt doch dahin, sich vor allem der Geringen und Verachteten, der sozial Bedrängten, der Lastenträger und Bekümmerten anzunehmen. Spener hat das sein Leben lang zu praktizieren versucht. Denkwürdig ist der erste Brief, den der neuernannte Oberhofprediger Spener aus Dresden nach Frankfurt schreibt¹⁵. Was bekümmert ihn? Die elenden Verhältnisse, unter denen er predigen muß. Die Hofkapelle ist zu eng. Nur die Standespersonen, die vornehmen Hofleute, finden ihren Platz. Die Dienerschaft aber muß bei geöffneten Kirchentüren vor der Kapelle stehen, allem Unbill der Witterung ausgesetzt. Sein Gewissen kann sich über diesen Zustand nicht beruhigen. Dann aber bittet er auch die vertraute Freundin seiner Familie in Frankfurt, an die er schreibt, alle zu grüßen, von denen er nicht mehr Abschied hat nehmen können. „Unter andern die Kroncken-Mutter im Hospital, sodann die Anna Kunigund, die Seilerin ..., den alten Schuhmacher Adam Lannchen, den Balbierer unter der Catharinenport und H. Reußen auf dem Graben ...“ Lauter kleine Leute, und doch bittet Spener, der Hofprediger der mächtigsten lutherischen Kirche, dringend, ihn zu entschuldigen, daß es nur beim guten Willen hat bleiben müssen, sie noch einmal vor seinem Abschied aufzusuchen. Spener bleibt dieser Haltung treu. Wie sehr er auch in Dresden die Herzen der Kinder und der schlichten Leute gewonnen hat, zeigt sich rührend bei seinem Scheiden. Wie fünf Jahr vorher in Frankfurt begleiten ihn Ungezählte weite Wegstrecken auf der Landstraße nach Berlin. Dreimal muß er unterwegs absteigen und entläßt die jedesmal Versammelten mit Handgeben und Segen.

Im Sinne dieses Bruderschaftsgedankens nimmt der junge Magister Francke seine erste Pfarrstelle an der Erfurter Augustinerkirche, der Armeleutkirche, an. Sie ist eine ausgesprochen schlecht bezahlte Diakonatsstelle. Aber er weiß sich zum Dienst an den Armen und an allen, die im Schatten stehen, gefordert. Dabei bleibt er seiner Verpflichtung treu, die ihm die Schabbelsche Stiftung auferlegt hat. Denn er setzt an der kleinen Universität Erfurt gleich die Vorlesung fort, die er in Leipzig abbrechen mußte.

Als man ihn dann aus Erfurt verjagt, übernimmt er ohne Bedenken eine Pfarrstelle in einer ärmlichen und verwahrlosten Gemeinde vor Halles Toren. Auch hier vermag er das Pfarramt an einer armen Gemeinde sofort mit dem akademischen Amt eines Professors für

orientalische Sprachen an der neugegründeten brandenburgisch-preußischen Universität Halle zu verbinden.

Francke steht hier in einer Traditionslinie, die von den geheimen Konventikeln der kleinen Leute in der Reformationszeit über Gestalten wie Kaspar Schwenckfeld, Johann Valentin Andreaä, Johann Arndt, Betkius, Gifftheil, Breckling, Philipp Jakob Spener zu ihm reicht. Die Liebe zum schlichten Menschen im Volk und seinen oft wunderlichen Herzensanliegen ist hier ganz ernst genommen worden. Die soziale Verpflichtung, die sich im Bruderschaftsgedanken verwirklicht, ist auch für Francke unausweichbar. Alle Standesunterschiede verblassen dabei.

Aber wieviel Verkennung muß Francke auf sich nehmen! In Leipzig fragt ihn das Inquisitionstribunal der Theologischen Fakultät, ob er einen Hausweber aus Gutenborn bei Leipzig Bruder in Christo genannt habe. Francke antwortet, er hielte es für keine Sünde, wenn es geschehe. Die geistliche Oberbehörde aber wittert eine unzulässige Verbrüderung eines Geistlichen mit frommen Laien. Nur der zuständige Ortspfarrer habe das Recht, seine Gemeindeglieder ohne Verwischung der Standesgrenzen seelsorgerlich zu bedienen. Sonst komme nur zu schnell eine unkontrollierbare Schwarmgeistererei heraus, die die Leute nur zu staatsgefährlichen Lehren treibe.

Wir stoßen auf die jahrhundertalte Angst der Obrigkeit vor einem religiösen Aufbruch aus der Tiefe des Volkes. Man ist doch in den vergangenen Zeiten nur mühsam der verschwiegene Zirkel frommer Laien, die Sonderanschauungen huldigten, Herr geworden. Soll das neu aufwuchern, und wohin wird das führen? Öffentlich lehren darf nur der „rite vocatus“, der ordnungsgemäß zu einem Amt in einer klar abgegrenzten Pfarrgemeinde berufene Geistliche. Wer sich über die Grenze seiner Gemeinde mit anderen Menschen laufend in religiöse Gespräche einläßt, greift in ein fremdes Amt sein.

Diese offizielle Einstellung der orthodoxen Kirche, um 1700 vertreten wie schon eineinhalb Jahrhundert vorher, gehört in die Geschichte der europäischen Ängste, der „oft ungeheuerlichen und erschreckenden Fehlleistungen und Fehlleitungen“. Dabei grassiert schon ein ausgesprochener Unglaube unter der Jugend. Der Atheismus wird erstmalig eine wirkliche Versuchung für Europa. Die Glaubenszweifel werden gar nicht laut verkündigt. Aber sie sind einfach da. Und die Kirche wird ihrer nicht mehr Herr!

In dieser Situation wird für Francke die alte Grenzziehung einfach sinnlos. Daß er sie nicht mehr anerkennt, sondern sich aus missio-

narischer Verantwortung zur christlichen Zeugenpflicht gegen jedermann verpflichtet fühlt, ist der letzte Grund zum Einschreiten der Leipziger Universitätsbehörde gegen ihn. Alle mannhafteste Verteidigung nützt ihm nichts. Diese Haltung, Verbindung mit jedem aufzunehmen, der von den gleichen religiösen Fragen und Nöten getrieben ist und dabei alle Standesunterschiede zurücktreten zu lassen, bedeutet Aufruhr, Umsturz einer fest eingefahrenen Ordnung. Bei diesem Grundsatz, den er vergeblich aus dem Neuen Testament zu belegen sucht, vermag sich Francke auch nicht in Erfurt zu halten.

„Sonderbare Bruderschaften und Schwesternschaften in Erfurt und benachbarten Orten“ habe Francke begründet. So lautet die Anklage beim Erfurter Rat. In einer langen Verteidigungsschrift geht Francke auf alle anderen Vorwürfe, die man an diese Hauptanschuldigung angehängt hat, ein, nur nicht auf diese.

Weiß er, daß hier die Gegensätze zwischen der Orthodoxie und der neuen Frömmigkeitsrichtung unversöhnlich sind und eine Aussprache nicht zum Ziele führt? Will er von anderen Fragen her das ganze Problem auflockern und ihm seine Schärfe nehmen? Jedenfalls sind ihm die Bruder- und Schwesternschaften unaufgebar. Es handelt sich hier um Kleinstkreise von Menschen, die sich bereits aus natürlichen Beziehungen bekannt waren und die nun ungezwungen in häuslichen Kreisen über religiöse Fragen, die sie bewegten, sprachen. Eine gleiche Unruhe trieb sie zueinander.

Die Angst der offiziellen Kirche vor Schwärmerei und Aufrührerei, die aus diesen Kreisen aufsteigen könne, versucht Francke zu zerstören. Wir können nicht sagen, daß der junge Magister dabei immer geschickt gehandelt hat, so sehr er in der Sache im Recht war. Er war in Leipzig, er ist in Erfurt ein leidenschaftlicher Stürmer. Man vermag ihm jedoch nicht vorzuwerfen, daß er planmäßig Gruppen gebildet habe. Nach seinen Predigten, die einen ungeheuren Zulauf hatten, kamen die Leute zu ihm und baten ihn in ihre Häuser, damit sie ihre religiösen Fragen und Zweifel ihm vorlegen könnten. Auch aus anderen Pfarrsprengeln luden ihn Bürger in ihre Häuser zu religiösen Tischgesprächen ein. Francke geht überall hin, wo man ihn als Seelsorger begehrt und achtet hier auf keine Bezirkseinteilung. Schon in Leipzig hat Francke dem Inquisitions-tribunal unerschrocken entgegnet: „Ich will nicht hoffen ..., daß sich die Theologische Fakultät oder das Kirchenministerium ein Monopolium hierinnen vindizieren wird, denn was wäre das andere, als daß man damit die Laien unter die Bänke wieder steckte, wie ehemals im Papsttum geschehen!“

Die Unduldsamkeit der Obrigkeit aber sorgt dafür, daß in diesen Kleinstkreisen ein Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht. Man redet sich mit Bruder und Schwester an. Keinesfalls läßt man sich niederdrücken. Große Hoffnungen beseelt diese Menschen. Sie glauben die Morgenröte einer besseren Zeit zu erblicken, in der die Menschen sich wieder freudiger zu Gott bekennen und einen neuen Glaubens- und Liebesseifer zeigen. Erleben doch diese Männer und Frauen an sich selbst, wie sie ein Drang zur Bruderschaft, eine Zeugenfreudigkeit und Opferwilligkeit erfaßt hat, den sie vorher nie gefühlt haben.

Gewiß haben es die offiziellen Kirchen nicht leicht gehabt, hier ein gerechtes Urteil zu finden. Vieles erscheint recht anstößig. Nach urchristlicher Sitte bricht man das Brot hin und her in den Häusern. Gefühlsüberschwang macht sich bemerkbar. Männer und Frauen werden durch Wachträume erregt. Verbotene Handschriften und versteckte Manuskripte der Apokalyptiker und Chiliasten, der Schwärmer und Theosophen des Reformationsjahrhunderts und späterer Zeiten tauchen hier wieder auf. Man liest sie begierig, ohne sich ihnen völlig zu verschreiben. Der Mystizismus, der damals alle europäischen Länder erfaßt, findet in diesen Gruppen einen Widerhall. Einer aus dem Bruder- und Schwesternkreis in Gotha schreibt an den jungen Magister Francke in Erfurt: „Die Führung meiner Seele ist ähnlich der Catharinas von Genua, Molinos, de Guyons etc.“

Auch Franckes Mutter und eine seiner Schwestern, die noch bei ihr in Gotha wohnt, sind in dieser Bruder- und Schwesternschaft zu finden. Frauen und Mädchen geraten in religiöse Verzückerungszustände. Stadtoberkeiten fassen hart zu und verhören sie. Die Protokolle werden veröffentlicht und geben das Zeichen zu vielen spöttischen Angriffen. In Erfurt tritt ein junges Mädchen als „Debora“ auf. Mit ihren Prophezeiungen und Visionen bestürmt sie ihren „heißgeliebten Francke“. Sie schreibt ihm glühende Briefe mahnt, fleht, droht, damit er nicht müde werde im Kampf gegen die Widersacher. Die Unterschrift unter ihren Briefen lautet immer gleichbleibend: „Deine Debora“!¹⁶

An ungezählten Orten in Deutschland wagen sich diese Bruderschaften hervor. Es ist oft ein leichtes, ihre Verbindung mit alten Separatistenzirkeln, deren Anfänge meistens in die Reformationszeit zurückführen, aufzuzeigen. Untereinander stellen sie rasch eine enge Verbindung her. Die „zürnende Debora“ eilt bis nach Lübeck. Überall taucht sie auf, in Berlin, in Erfurt, in Brandenburg, in Halberstadt, in Norddeutschland.

Es kündigt sich das gefühlsselige Zeitalter an. Der Sentimentalismus ergreift die Gemüter. Darum schießen diese Kreise wie Pilze aus dem Boden. Oft sind es weitgereiste und kenntnisreiche Bürger, die sich ihnen anschließen. Vielfach bilden adlige Familien mit ihren Hausgeistlichen Stützpunkte dieser Gruppen. Sie stellen sich schützend vor ihre bedrängten Glieder. Vor allem der schlesische Adel zeigt eine auffällige Hinneigung zu diesen Konventikeln. Gedanken von Schwenckfeld, von Jakob Böhme sind hier merkwürdig wach geblieben und in kleinen, verschwiegene Kreisen gepflegt worden. Eine Hinneigung zum Mystizismus, zu einem gesteigerten und bewußt gepflegten Innenleben liegt in der Luft. Mystiker und Inspirierte üben eine geheimnisvolle Anziehungskraft aus. Man ist weithin der verrationalisierten orthodoxen Streitpredigt müde geworden und sucht wärmeren Frömmigkeitsboden. Diese Adelskreise wählen sich Hausgeistliche aus, die diesem neuen Frömmigkeitszuschnitt zuneigen und die sich als spenerisch ausgeben.

Von Schlesien aus wird bei den weitreichenden Beziehungen des Landadels die Erregung und Bewegung in andere Landschaften weitergetragen. Von allergrößter Bedeutung ist es aber, daß diese frommen Adels Sippen in die Gruppe der großen Hofbeamten hineinragen, die den brandenburgisch-preußischen Staat unter dem Kurfürsten Friedrich III., dem späteren König Friedrich I. beherrschen.

Wenn die offizielle Kirche wüßte, wie es in den Herzen dieser Adligen aussieht! In Berlin handelt es sich um die alten bewährten und engsten Mitarbeiter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Diese Männer sind nicht mehr in der kirchlich geprägten Frömmigkeit verwurzelt. Der Geheime Rat von Fuchs, der die gesamten Schul- und Kirchensachen der Regierung bearbeitet, scheut sich nicht, vor der Kurfürstin zu erklären, daß er nie an ewige Höllenstrafen geglaubt habe. Auf seinen Gütern hat er Gliedern der polnischen Sekte der Sozinianer Asyl gewährt. Er läßt sich da nicht vom Ortspfarrer hineinreden. Oft führt er mit diesen Sozinianern ausgedehnte religiöse Gespräche.

Die Frau des mächtigen Geheimrates von Schweinitz aus altem schlesischem Adel stellt sich schützend vor Rosamunde Juliane von Asseburg, die sich ihrem Heiland angelobt hat und Prophezeiungen kundgibt. Dieses junge Mädchen, dessen unschuldvolle Lauterkeit selbst Leibniz ritterlich verteidigt, gehört mit seiner Mutter und seinen Schwestern zu diesen Bruderschaften, in denen sich der junge Magister Francke bewegt. Selbst der leitende Staatsmann

Brandenburg-Preußens, Eberhard von Dankelmann, eine sittenstrenge Persönlichkeit, auch im Unglück später von großartiger Haltung, sympathisiert mit diesen Kreisen. Bedrängte Glieder einer dieser Bruderschaften finden den Weg zu seiner Frau, die nicht ohne Mitwissen ihres Mannes ihnen Schutz vor weiteren Verfolgungen verschafft. Auch Dodo von Knyphausen, der engste Mitarbeiter Dankelmanns, der geniale Organisator der brandenburgisch-preußischen Domänenverwaltung, deren Einnahmen er fast verdoppelt, ist diesen Gruppen gewogen.

Knyphausen scheint in dieser Richtung besonders aktiv zu wirken. Jedenfalls zählt er zu denen, die von den Gedanken der Engländerin Jane Leade begeistert worden sind. Gehört doch ein Glied seiner engsten Familie, ein Baron von Knyphausen, der in London wohnt, zur Gemeinde der Jane Leade. Dodo von Knyphausen steht so unmittelbar mit Jane Leade in London in Verbindung¹⁷.

Die fromme Engländerin glaubt, daß die Ankunft des Herrn, der Anbruch des Tausendjährigen Reiches, von dem die Offenbarung Johannes spricht, nahe bevorsteht. In der Kette ihrer inneren Gesichte bedrängt sie eine Tatsache: die konfessionelle Zerrissenheit und Zerspaltetheit der Christenheit. Christus aber kommt nur, wenn zuvor sein Vermächtnis unter den Christen erfüllt worden ist, sein hohepriesterliches Gebet, daß sie alle eins seien. Nur auf eine in wahrhaftiger Bruderliebe geeinte Christenheit senkt sich das neue Jerusalem herab!

Leade meint nicht, daß sich die Konfessionskirchen auflösen sollen. Mögen sie ruhig als ein Notdach bleiben, das noch nicht entbehrt werden kann. Doch die Bruderschaft soll bezeugt werden, die große Bekundung der brüderlichen Verbundenheit, ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Bekenntnisse und Kirchenformen. Der Gedanke der großen Weltharmonie, der diese ganze Generation, das aufsteigende Bürgertum in allen europäischen Ländern durchdringt, einer Harmonie, die sich auf einer zusammenklingenden Mannigfaltigkeit aufbaut, zeigt sich selbst in den visionären Bildern dieser Engländerin. Harmonie ist das Stichwort der Zeit, das die Gemüter der Zeitgenossen beseelt und beschwingt.

So zündet diese neue Zielsetzung einer gesamtchristlichen Bruderschaft in all den Kreisen und Gruppen und bei den Einzelgängern, die das Unbefriedigende und Unvollendete in der Gestaltung und Durchführung der Reformation, wie sie einmal machtvoll aufgebrochen und doch steckengeblieben ist, spüren und daran leiden. Es zündet der Gedanke, dabei den mühsamen und dornenreichen Weg einer Dogmenangleichung zu verlassen und nur die Bruder-

schaft zu verwirklichen. Das ist die große Gemeinsamkeit, die jene Menschen zusammendrängt. Die Philadelphische Gesellschaft, die Jane Leade gegründet hat, ist ihnen dabei ganz unwesentlich. Aber ihre grundlegenden Gedanken zünden.

Dodo von Knyphausen läßt offensichtlich die Manuskripte der Jane Leade in maßgebenden Berliner Regierungskreisen zirkulieren. Diese Gedanken sind in einem Staat, dessen Herrscherhaus und höchstes Beamtenkorps dem kalvinistischen Bekenntnis zugehört, während die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung lutherisch ist, ohne Zweifel sehr willkommen.

In der Tat haben diese Adligen, die als ein kleiner Kreis politisch mächtiger Hofbeamter den brandenburgisch-preußischen Staat unter Friedrich III. lenken, zuerst August Hermann Francke unterstützt. Aus diesem Kreis fließen dem jungen Pfarrer Francke nach seiner Vertreibung aus dem Erfurter Pfarramt die Geld- und Sachspenden, die Nahrungsmittel und Bücherpakete zu. Der Geheimrat von Schweinitz gibt ihm die ersten 20 Taler, damit Francke überhaupt in Glaucha bei Halle anfangen kann, da er von allen Barmitteln entblößt ist¹⁸.

Von diesen Männern wird Francke in den Sattel gehoben. Durch sie wird er in den brandenburgisch-preußischen Staat und als Professor an die neugegründete Universität Halle gerufen. Gewiß haben Spener und Seckendorff an der Berufung Franckes mitgewirkt. Ausschlaggebend ist jedoch Dankelmann, vor dem Francke in Berlin predigt. Der brandenburgische Staatsmann hat hier den Geist gespürt, den er zu fördern sucht. Entscheidend für die Berufung Franckes ist noch eine andere Tatsache. Francke hat bewußt auf jede Sozietätsform bei der Sammlung der Pietisten verzichtet. Alle Absonderung von der Kirche und jede Sonderorganisationsform neben ihr soll vermieden werden. Nur in der losen Form der Bruderschaften, in denen sich Gleichgestimmte ungesucht über religiösen Fragen finden, wie durch einen unermüdlich gepflegten vertrauten Briefverkehr will man das Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl pflegen. Diese beiden Formen engerer Gemeinschaft hat Francke freilich, selbst ein Genie der Freundschaft, unverdrossen sein Leben hindurch kultiviert. Sein Arbeitsfeld aber ist immer die Großkirche gewesen. Sie mit einer neuen Frömmigkeit zu erfüllen ist sein Ziel. So kann der leitende Staatsmann Brandenburgs die Berufung ruhigen Gewissens aussprechen.

Als Eberhard von Dankelmann gestürzt wird, bleiben die Geheime Räte von Schweinitz und Paul von Fuchs. Sie sind längst entschiedene Freunde Franckes geworden, dessen Anliegen vor dem Kur-

fürsten nunmehr der Minister von Chwalskowsky vertritt. Bald verwendet sich auch noch der Baron von Canstein im Sinne Franckes unermüdlich in den Berliner Regierungsstellen¹⁹.

Die entscheidende Wendung ist angebahnt. Die Bruderschaften, in denen sich die aktivsten pietistischen Kreise eine ihnen vorerst angemessene Lebensform geschaffen haben, empfangen an der neugegründeten Universität Halle und damit im brandenburgisch-preußischen Staat eine Entfaltungsmöglichkeit. Die Bedeutung dieses Vorganges fällt sofort in die Augen. Als erster deutscher Staat stellt der brandenburgisch-preußische den vorwärtsdrängenden Pietismus eines aufstrebenden Bürgertums in seinen Dienst.

Die staatliche Anerkennung spiegelt sich sehr schnell in einer Beruhigung der erregten Frömmigkeit dieser Bruderschaften wider. Der Staat hat eine andere Religionspolitik eingeschlagen. Die Haltung der Berliner zentralen Regierungskreise verfehlt auch bei den Provinzialverwaltungen, in denen die orthodoxe Richtung weithin vorherrscht, nicht ihre Wirkung.

Auf diesem befriedeten Boden gelingt es dem jungen Professor Francke, der noch keine dreißig Jahre zählt, die enthusiastisch gestimmten Kreise, in denen er sich bisher bewegt hat, in gesunde und nüchterne Bahnen zurückzulenken. Selbst in den Briefen der stürmischen Debora mit ihrer Neigung zum Exzentrischen spürt man diese Beruhigung.

Da neben August Hermann Francke auch der Erfurter Senior und Theologieprofessor D. Breithaupt an die Hallesche Universität berufen wird, der zu den pietistischen Schulhäuptern gehört, verstärkt sich das Gefühl der Pietisten, religionspolitisch anerkannt zu sein, noch mehr. Eine rein pietistische Theologische Fakultät ist in Halle im Erstehen.

So überwindet Francke, der glänzende Organisator, der Menschen zu führen versteht, ohne je auf sie bedrückend zu wirken, die innere Separation vieler Bruderschaften gegenüber dem Kirchentum. Selbst den führenden Ministern und Geheimräten in Berlin vermag Francke in einer pietistisch durchwärmten Kirche ein neues Heimatgefühl zu vermitteln. Franckes großangelegte Persönlichkeit läßt sich nicht in ein Winkelchristentum zurückbiegen. Es geht noch durch manche Schwierigkeiten. In Berlin machen sich immer wieder auch die alten orthodoxen Einflüsse bemerkbar. Man arbeitet gegen Francke und versucht seine Verabschiedung in die Provinz in eine kleine Superintendatur. Inzwischen ist Francke aber seiner Sendung immer gewisser geworden. Ihm wachsen von allen Seiten Freunde zu.

Die kleinen Kreise der pietistischen Frommen bleiben zusammen. Sie werben unermüdlich für Francke. Da sie auch immer besser lernen, Extravaganzen aufzugeben und sich vorsichtig zu bewegen, läßt man sie schließlich gewähren. Diese Duldung setzt in den verschiedenen Territorien sich zu verschiedenen Zeitpunkten durch, sie läßt in den Welfischen Ländern am längsten auf sich warten, ist aber nicht mehr aufzuhalten. Wir beobachten aber, wie diese über ganz Deutschland verstreuten pietistischen Kleinkreise wie nach einem geheimen Gesetz sich immer entschiedener um den jungen Francke in Halle scharen und in ihm neben Spener ihren geistigen Führer erblicken.

Ganz wesentlich trägt dazu die Engländerin Jane Leade bei, deren Einfluß auf holländische und deutsche religiöse Gruppen am Ende des 17. Jahrhunderts immer mehr zunimmt. Ihre Traktate werden übersetzt und erscheinen auf dem holländischen und deutschen Büchermarkt. Ihr Ideengut dringt durch. Der Widerhall ist in dem Briefwechsel der Pietisten untereinander überall spürbar.

In ihrer ersten programmatischen Schrift hat Jane Leade von der „eigentlichen Beschaffenheit und dem Zustand des neuen Jerusalem“ geschrieben. Im 3. Kapitel der Johannesapokalypse, im Sendschreiben des Sehers auf Patmos an die Gemeinde zu Philadelphia findet sie die Losung ausgesprochen, die man bisher vergeblich gesucht habe: Wiederbegegnung der getrennten Glieder der einen Christenheit auf Erden in der Einigkeit der philadelphischen (brüderlichen) Liebe.

Zu Beginn der ökumenischen Bewegung gegen Ende des 17. Jahrhunderts haben zwei ganz bestimmte Bibelstellen gestanden. Das Sendschreiben an die Gemeinde Philadelphia (Bruderliebe) und das hohepriesterliche Gebet Jesu in Johannes 17. Entscheidende kirchengeschichtliche Vorgänge knüpfen sich an zwei Worte der Schrift.

Jane Leade aber erwirbt sich ein europäisches Vertrauen in einer gesamteuropäischen Hochstimmung, weil sie bei allem Phantasieüberschwang in ihren Zukunftsvisionen auch biblisch nüchterne Wegweisungen ausgibt. „Es können Sekten (d. h. Konfessionskirchen) nicht anders als durch Ausgießung des Hl. Geistes kuriert und zur Einigkeit gebracht werden. Dieser Geist ist ein Einiger ... Der Hl. Geist ist katholisch und allgemein. Die Kirche muß darum allgemein sein, in einer allgemeinen Ausbreitung der Liebe ohne Parteilichkeit.“ Hier wird die Theorie der Ökumenik und ihre Begriffsbildung vorbereitet. Die neue Einheit erhebt sich auf dem Unterbau einer Mannigfaltigkeit. Das Bekenntnis zu der großen

Bruderschaft soll als ein Zeugnis der Christen von Mund zu Mund gehen, ungeachtet der verschiedenen Konfessionszugehörigkeit. Im großen Aufbruch zur brüderlichen Begegnung erlischt dann der Konfessionshaß. Da die Bewährung des Glaubens in der Beweisung des Geistes und der Kraft liegt, verlieren die verschiedenen Lehrausprägungen ihren verletzenden und den Bruder zurückstoßenden Charakter. Sie bleiben bestehen und werden respektiert, aber sie sind nicht mehr eine unübersteigbare Mauer, die die Konfessionskirchen voneinander in Mißtrauen isoliert.

Eine bei allem ekstatischen Überschwang zuletzt doch die typisch englische Nüchternheit beweisende Prophetin der Philadelphischen Gesellschaft übersieht nicht schwärmerisch die festgefügte Wirklichkeit der Konfessionen. Sie belastet die Sehnsucht nach einer neuen europäischen Begegnung auf christlicher Grundlage nicht von vornherein durch Forderungen, die sich nicht verwirklichen lassen.

Hat sie auch für ihre engsten Freunde noch besondere Offenbarungen, sie werden jedenfalls in der Propaganda der Philadelphischen Gesellschaft, die bald über England, die Niederlande und Deutschland das Netz einer lockeren Organisation spannt, zurückgestellt. Ihre Überzeugung, daß sich die festgefügtten Konfessionsfronten bereits in unaufhaltsamer Auflösung befinden, kennen wohl nur die Eingeweihten.

Das alles ist ein interessanter Vorgang, so wenig wir ihm auch im einzelnen nachkommen können. Die Losung ist glücklich, weil sie das Empfinden der Zeit ausspricht: Einheit in Mannigfaltigkeit. Ruhen soll der Dogmenstreit. Ihm soll man aus dem Wege gehen. Der Rahmen ist also weit gespannt, daß sich von Anfang an die verschiedensten Geister dafür erwärmen und sich zusammenfinden können.

Wo taucht aber das erste klare Bekenntnis Franckes zu den philadelphischen Gedanken auf? Der junge Pfarrer und Professor hat 1695 mit 4 Talern und 16 Groschen sein Schulwerk begonnen, das schnell berühmt wird. Am 1. Juni 1697 bricht von Halle der vertraute Mitarbeiter Franckes, der junge Theologe Neubauer, auf. Er reist nach Holland, dem gelobten Land der Waisen-, Arbeits- und Krankenhäuser. Hier soll er Erfahrungen sammeln, die Francke für die eigene Waisenhaus- und Armenarbeit nutzbar machen möchte. Diese Reise steht jedoch unter einem doppelten Gesichtspunkt.

Mit vollem Recht wird Neubauers Fahrt die erste sozialpolitische Studienreise genannt, von der wir wissen. In einer Zeit, in der

selbst die Betten des Sonnenkönigs verwandt und die Begriffe der Hygiene weithin unbekannt sind, soll Franckes Mitarbeiter fragen: Womit reiben die Kinder sich die Zähne beim Mundausspülen? Baden die Kinder „etwa zuweilen“? Sind Personen zum Kämmen und Bürsten da? Was für Mittel sind gegen Grind, Krätze, Ungeziefer vorhanden? Wie vermeidet man Ansteckungen?

Und doch ist diese Orientierungsreise mehr als eine sozialpolitische Instruktionsfahrt. Nach Franckes Willen soll sie zugleich eine Kollektenreise werden und für Halle werben. Religiöse und soziale Erweckung liegen ineinander. Jedenfalls händigt Francke seinem Freund Neubauer ein empfehlendes Begleitschreiben aus. Man spürt sofort, daß er sich bewußt an Kreise wendet, die von den philadelphischen Gedanken erfaßt sind und den konfessionell gespaltenen Kirchen gegenüber starke Vorbehalte haben. Schon mit den ersten Sätzen seines Rundschreibens stellt sich der Hallenser in diese weite Opposition gegen den Orthodoxismus, gegen die Blutleere im kirchlichen Leben, gegen jeden Konfessionshaß. Der Gedanke der großen Bruderschaft, die sich in einer neuen Sozialität beweist, rückt in den Mittelpunkt²⁰.

Francke spricht von den Buß- und Bettagen, an denen kein Mangel in den Kirchen ist. Und doch folgt keine Besserung. Denn es gibt eben nur *eine* wohlgefällige Buße, die sich in der Tat und in der Wahrheit erweist: Bricht den Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sitzen, führe ins Haus. Wo du einen nackt siehst, so kleide ihn. „Aldann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Besserung wird schnell wachsen... Dann wirst du rufen, so wird der Herr dir antworten. Wenn du wirst schreien, wird er sagen: Siehe, hier bin ich.“

Mit dem Hinweis auf die Apostelgeschichte stellt Francke den Satz auf, „daß der Zustand der Kirche am allerbesten gewesen, wo er sich in der Aufnahme und Verpflegung der Armen erweist“. Er berichtet von seiner Waisenhausarbeit. Ohne Rücksicht auf ihr Herkommen werden die Waisenkinder nach Begabung gefördert, sei es für ein Handwerk, sei es für Berufe im Handel und Verkehr, sei es für die Gelehrtenlaufbahn. Alle sollen einmal „als nützliche Leute gebraucht werden können“. Zu ihrer Unterrichtung und Beaufsichtigung werden nur „gottesfürchtige und geschickte Studiosi gebraucht, jedoch nur solche, welche sonst nichts zu leben haben und also Unterhalt für ihren hierbei angewendeten Fleiß empfangen“.

Hier kündigt sich tatsächlich etwas Neues an. Der Hallesche Pietismus, der sich in Francke zu Wort meldet, erweist sich als Bahn-

brecher ideenbestimmter religiöser und sozialer Bestrebungen. Ein planmäßiger Angriff gegen die Armut soll beginnen. Den Hilflosen gilt Erbarmen. Den Arbeitsfähigen soll Arbeit und Aufstiegsmöglichkeit ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen geschafft werden. Die modernen Begriffe wie Sozialpolitik, Hygiene, Arbeitsbeschaffung, Volks- und Hochschulbildung tauchen bereits auf. Planmäßig wird die Einebnung der schroffsten gesellschaftlichen Unterschiede begonnen und das Bildungsmonopol der besitzenden Klassen gemildert²¹.

Doch sind diese sozialen Ideen eingebettet in religiöse Gedanken. In diesem ersten Begleitschreiben zu einer Kollektenreise, das wir aus der Feder des vierunddreißigjährigen Theologieprofessors und Gemeindepfarrers besitzen, spricht sich eine ergreifende Sehnsucht nach einer Morgenröte aus. Eine neue Zeit wird erwartet, in der nicht mehr vergeblich nach Gott gerufen wird, sondern der Herr auf das Schreien seiner Kinder mit dem Kommen des Geistes antwortet.

Als erster leistet der lutherische Pfarrer Friedrich Breckling in Holland diesem Aufruf Folge. Aus seinem Bericht ist zu entnehmen, daß im reichen Holland nicht nur pietistisch gesonnene lutherische Gemeinden, sondern auch Mennoniten und Collegianten aufgesucht worden sind. Viele opferbereite Freunde werden gewonnen²².

Eineinhalb Jahre später verfaßt Francke ein neues Schreiben zu einer zweiten Kollektenreise. Aber welcher Unterschied besteht zwischen den Begleitschreiben von 1697 und 1699. Nicht mehr mit einem Bußlied, mit einem Lobgesang hebt das neue Begleitschreiben an. „Die Morgenröte ist hervorgebrochen. Fast an allen Orten und Enden hat sich eine große Erweckung in gar vielen Gemütern ereignet. Solcher Gnadenblick hat auch unser Deutschland getroffen.“ Vor allem Halle hat einen Gnadenblick erfahren. Hier sammelt sich eine begeisterte und zeugenfreudige Jugend um die öffentlichen Lehrer der Kirche.

Francke hat inzwischen durch seine Sendboten mit der hochbetagten Jane Leade und ihrem Schwiegersohn Lee die unmittelbare Verbindung aufgenommen. Er entwickelt sein Programm: „Bei solcher großen Bewegung nun, welche allenthalben in den Gemütern vorgehet, wäre nichts mehr zu wünschen, als daß durch das Band der herzlichen Liebe und Einträchtigkeit die Gemüter miteinander verbunden werden möchten. Denn Christus spricht: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Es würde dadurch die Welt von der wunderbaren Kraft Gottes desto besser überzeugt werden. Die gläubigen Kinder

Gottes würden desto mehr Trost haben in allen ihren Verfolgungen. Es würde sich einer durch des anderen Exempel desto mehr ermuntern. Die Starken würden den Schwachen die Hand bieten. Die zusammengefaßte Kraft so vieler Gliedmaßen würde das Reich des Satans desto gewaltiger angreifen. Und in Summa, wie in der Einigkeit die Vollkommenheit besteht, so würde das göttliche Band des Friedens zur Vollendung des Guten dienen.“

Bei aller Übereinstimmung mit Zielen der Philadelphischen Gesellschaft wird doch auch ein Unterschied deutlich. Franckes Wollen erschöpft sich nicht in einem selbstgenügsamen, durch das Bruderschaftserlebnis zufriedengestellten Einheitsverlangen. Die missionarische Gemeinde wird proklamiert. Sie soll aus der Bekundung der Bruderschaft einer mißtrauisch abwartenden Welt gegenüber eine neue Vollmacht empfangen, die durch den Konfessionshaß verwüstet worden ist.

Es kommt zu einer Wiederentdeckung des ganzen dritten Glaubensartikels. Hier spricht sich der echte Francke aus. Er will sein Leben lang in aller Einseitigkeit Menschen für einen bedingungslosen Glaubenseinsatz gewinnen. Darum sieht er sich nach Brüdern um, die zu gleichem Werk bereit sind. Merkwürdig, welche Gewalt das Sendschreiben an die Gemeinde Philadelphia, in dem das neue Jerusalem angekündigt wird, das auf die Erde herabsteigt, auf die Gemüter besitzt. Jane Leade hat zuerst diese Schriftstelle aktualisiert und auf die Gegenwart bezogen. Wenn sich die vertrautesten Freundeskreise um Francke unbelauscht fühlen, reden sie von dem halleschen Werk nur als von „unserem Zion“, von „unserem Jerusalem“. Und Francke hat einmal sogar ausgesprochen, daß Gott hier gleichsam selbst auf den Erdboden getreten sei!

Deshalb nimmt sich Francke das Recht, Sendboten auszusenden. Bei der Einsammlung von milden Gaben für Halle beruft er sich auf einen ähnlichen Vorgang in den Tagen der Urchristenheit. Damals haben die paulinischen Gemeinden für die jerusalemische Kirche eine Beisteuer erhoben. Jetzt wird für das neue Jerusalem in Halle gesammelt. So eng ist die Anlehnung Franckes an Gedanken Jane Leades und so kühn ist seine Sprache. Er weiß, daß er nirgends besser als im holländischen Dorado der verschiedensten Sondergruppen verstanden wird, die förmlich von Leadischen Gedanken durchtränkt sind. Vor allem ist es dieser alte Feuergeist, der lutherische Pfarrer Breckling in Zwolle, der ganz für Francke gewonnen ist, seitdem ihn Neubauer in Holland besucht hat.

Friedrich Breckling (1629–1711) ist einer der wirksamsten Vorreiter des Pietismus durch seine Forderung nach praktischem Chri-

stentum unter steter Berufung auf Luther geworden. An Francke richtet er in hoher Begeisterung seitenlange Sendbriefe. „Das, was Wittenberg versäumet, möge Halle erstatten. Die katholische und apostolische Kirche, das neue Jerusalem in Geist und Wahrheit ersteht.“ So jubelt er. Dieser Breckling besitzt weitreichende Beziehungen. Führende Männer des öffentlichen Lebens wie der Kanzler Ahasverus Fritsch in Rudolstadt und der Geheimrat von Schweinitz in Berlin gehören zu seinen Anhängern.

Dieser Herr von Schweinitz, aus frommem schlesischem Adel, läßt Francke die beiden ersten großen Geldsummen, 500 Taler im Sommer 1695 und 1000 Taler im Jahre 1696 überreichen. Durch diese Gaben eines philadelphisch gesonnenen Berliner Regierungsbeamten vermag Francke seine ungesicherte Anfangsarbeit, die sich zunächst nur auf 4 Taler und 16 Groschen stützt, ins Große zu entwickeln. Denn nun setzt bald ein Strom von Spenden ein, nachdem ein Staatsmann den Anfang gemacht hat²³.

Jetzt besitzt Francke erst die Möglichkeit, eine junge Theologengeneration, die an die neue Universität Halle strömt, in seine Nähe zu ziehen. Ihren ärmsten Gliedern vermag er eine soziale Geborgenheit in einem geordneten Studium zu vermitteln. Diese Studenten werden einmal seine begeisterten Mitarbeiter in aller Welt. Mit den Studenten hat Francke seine ökumenische Sendung erfüllt. Sie umgeben ihn schon in Leipzig. Sie gehen begeistert mit ihm nach Erfurt. Sie folgen ihm nach Gotha, nach Berlin, um schließlich mit nach Halle zu ziehen.

Francke ist sich seiner Berufung und Sendung gewiß geworden. Ein reiches Vätererbe ist ihm bereits in die Wiege gelegt worden. Von Kindheit auf umgibt ihn eine Fülle weltweiter Beziehungen und Anregungen. Denkbar glücklich sind die äußeren Lebensumstände und die Erziehungsmächte, die auf ihn einwirken. Gotha ist das ökumenische Zentrum des deutschen Luthertums im 17. Jahrhundert. Wegweisende Gedanken werden hier erstmalig gedacht und große Konzeptionen sichtbar. Und doch ist es ein Oberbau, der irgendwie in der Luft hängt, wenn er keine breitere Basis als in den Herzen einzelner Staatsmänner findet und alles andere stumm bleibt.

Erst dadurch, daß die ganze bunte Welt pietistischer Sozietäten mit all ihren Kinderkrankheiten auftaucht und, von dem Bruderschaftsgedanken ergriffen, sich den philadelphischen Zielen zuwendet, sind die Ansätze zu einer breiten ökumenischen Begegnung gegeben. Das aufstrebende Bürgertum bildet den geeigneten Nährboden. Aus ihm kommen die wachen Menschen, die von der Seh-

sucht nach Neuem bewegt werden, weil sie um das Unvollendete des bisherigen Weges wissen. Der „kleine Laie“ pocht an die Kirchentür und will mitbeteiligt werden.

Das andere ist fast bedeutsamer. Wohl ist die Sehnsucht nach ökumenischer Gemeinschaft, nach einer Bruderschaft, die alle christlichen Konfessionen umfaßt und darüber hinaus in einer neuen Liebesbereitschaft den Menschen schlechthin sucht, zuerst in den kleinen verschwiegene Sozietäten der Frommen heimisch. August Hermann Francke verpflanzt sie in die Großkirche und in den Raum der hellen Öffentlichkeit. Dadurch überwindet er die geheime Absonderung der frommen Kreise vom Gesamtleben der Kirche. Er stellt ihnen die Aufgaben, die in die Weite weisen. Vielleicht ist das die größte Leistung des jungen Pfarrers Francke am Beginn seiner Professorenwirksamkeit in Halle.

Sein Sendungsbewußtsein wurzelt freilich in etwas anderem, in der Erfahrung der neu erlebten Durchschlagskraft des alten Evangeliums von Sünde und Gnade in den seelischen Aneignungsformen seiner Zeit. Dieses Erleben einer bevollmächtigten Verkündigung, die schließlich Tausende erfaßt und zu freude- und energiegeladenen religiösen Persönlichkeiten umgestaltet, ist grundlegend. Jene Begeisterten fügen sich opferwillig und zeugenfreudig in die neu entstehende Gesinnungs- und Arbeitsgemeinschaft um Francke wie selbstverständlich ein. Hier kommt es zu stärkster Bezeugung einer Bruderschaft, die über alle konfessionellen Zäune hinweg einander die Hände zum missionarischen und sozialen Wirken reicht. Die ökumenische Bewegung, die sich überall anbahnt, wird durch August Hermann Francke zu einer Gemeinschaft missionarischen Willens und stößt damit über die philadelphischen Gedanken in Neuland vor.

Wie weit er dabei Gotha verpflichtet bleibt, zeigen die ersten ökumenischen Pläne des Hallensers, denen wir uns nun zuzuwenden haben.

2. Erste ökumenische Pläne

Man hat Francke einen geistlichen Unternehmer großen Stils genannt. Mit ihm gehe eine seit dem Dreißigjährigen Krieg hervorgewachsene fromme Reformbewegung mit großbürgerlichen Methoden zum umfassenden Angriff auf die Gebrechen der Welt vor.

Francke wird als Exponent eines emporstrebenden Großbürgertums und eines sich anbahnenden soziologischen Strukturwandels angesehen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß Francke von dem Sendungsbewußtsein des aufsteigenden dritten Standes mit hochgetragen wird, der sich neben dem Hof- und Beamtenadel in dem immer stärker sich verbürokratisierenden Staat einflußreiche Positionen verschafft. Francke hat sich nicht gescheut, ganz offen auszusprechen, daß er dem dritten Stand auch innerhalb der Kirche Raum und Geltung erkämpfen möchte. Bewußt hat er die tätige und verantwortliche Mitarbeit der Laien im kirchlichen Leben gefordert.

Francke fühlt sich aber darüber hinaus, vielleicht stärker als jeder andere zeitgenössische Kirchenmann in Deutschland, als Glied eines europäisch gestimmten Weltbürgertums. Er gehört tatsächlich zu den großen Europäern. Mit Bewußtsein hat er, damals noch ungewöhnlich für einen Theologen, die englische, die französische, die holländische, die italienische und schließlich auch die russische Sprache erlernt. In dieser Aneignung der führenden europäischen Sprachen, nicht nur einer Fremdsprache, liegt bei ihm das Besondere.

Francke ist ein typischer Barockmensch. Dieses Seelentum kennzeichnet aber die ganze Zeit und vor allem alle Berufsstände und gesellschaftlichen Schichten. Der Barock hat eine eigentümliche Vorliebe für umfassende Pläne. Die ganze Sehnsucht der Zeit greift nach himmelstürmenden Zielen. Je großzügiger sie gedacht werden, je leidenschaftlicher und heißer wird an ihre Verwirklichung geglaubt. Diese seelische Einstellung verhilft zu einer erstaunlichen inneren und äußeren Wendigkeit²⁴.

Den Barockplastiken liegt die erhabene und gemessene Ruhe antiker Plastik fern. Der Menschenleib wird gedreht und gekrümmt. Jedenfalls verkörpern die Barockplastiken die unbezwingbare Lebens- und Schaffenslust des damaligen Menschen. Die Todes-symbole, die man ihnen beigesellt, kontrastieren erst recht die jähe Lust am Leben. Diese Barockkunst enthüllt das Lebensideal der Zeit. Sie ist Abbild des barocken Menschentums.

Die Freude an großen Plänen, die barocke Unrast als Ausdruck des Zeitgefühls prägen auch den Lebenszuschnitt bei Francke. Die Sehnsucht des Herzens reißt die enge Welt auseinander und stößt in unabsehbare geistige und geographische Räume vor. Es ist kein Zufall, daß in der Barockzeit, unabhängig voneinander, bei den beiden barocken Persönlichkeiten, dem genialen Leibniz und dem genialen Newton, zur gleichen Zeit die Differentialrechnung auf-

taucht. Mit ihrer Umkehrung in der Integralrechnung wird sie als Infinitesimalrechnung (Unendlichkeitsrechnung) zusammengefaßt. Das Unendliche, das Grenzenlose fasziniert den barocken Menschen. Der Himmel wird durch die Astronomie der Zeit geradezu in seinen Unendlichkeiten aufgerissen. Zugleich treten ferne Völker und Länder durch den immer stärker einsetzenden Weltverkehr näher und näher.

Wir beobachten bei Francke, wie in unerschöpflicher Fülle die Pläne auftauchen. Und doch ist er wendig genug, sich niemals auf bestimmte Dinge und Geschehnisse zu versteifen. Die Pläne werden mit einer beschwingten Leichtigkeit entfaltet. Man findet sich aber ebensoschnell aus ihnen heraus. In einer unverdrossenen Fröhlichkeit sieht er Lieblingsträume welken und träumt sofort neue. Eine Empfindsamkeit ist vorhanden, die auf alle Vorgänge und Begegnungen ganz unmittelbar reagiert.

Dieses Lebensgefühl und diese Unrast vermag man mit dem kunstgeschichtlichen Begriff des Barocks nur unzureichend anzudeuten. Dieser Begriff ist wohl von der Kunstgeschichte auf die Geistesgeschichte übernommen worden. Doch fehlt ihm hier noch die klare Abgrenzung. Es wird in ihn auch zu viel hineingeheimnist. Feinere Nuancen werden mit diesem Sammelbegriff zu leicht überdeckt. Und doch ist er eine Hilfe, um einen bestimmten Seelenzustand zu veranschaulichen. Denn die Kunst einer Zeit ist doch zugleich ihre beste Deuterin. Jedenfalls gedeihen in diesem seelischen Klima Unverdrossenheit, Anpassungsfähigkeit und Wendigkeit, diese unschätzbaren Begabungen des Barockmenschen²⁵.

Franckes Symbol ist der zur Sonne fliegende Adler. Man erblickt ihn auf dem Dachsim des Hauptgebäudes der Halleschen Stiftungen. Aus dem Propheten Jesaja stammt die Umschrift: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“ Hier sind die Barockweiten seines geistigen Adlerfluges greifbar.

Dieses Lebensgefühl, diese Unrast führen Francke dahin, bei jeder kleinen Aufgabe, die ihm zuwächst, unwillkürlich an ihre unendliche Ausweitung in große Maßstäbe zu denken. Das bricht einfach als innere Nötigung aus ihm hervor. Francke plant zeit seines Lebens. Gleichsam die ganze Welt steht vor seinem inneren Blickfeld. Von da aus ahnt man, in welcher Variationsbreite Francke seine Pläne entfalten wird, wenn er sich vor ganz bestimmte Aufgaben gestellt sieht.

Stimmt diese Sicht mit dem Bekenntnis Franckes zusammen? Er hat doch unermüdlich in betonter Zuspitzung ausgesprochen: „Ich

bin in allen Dingen immer passive gegangen, habe stillegessen und nicht einen Schritt weiter getan, als ich den Finger Gottes vor mir hatte. Wenn ich sah, was der Finger Gottes vorhatte, trat ich wie ein Knecht hervor und brachte ohne Mühe und Sorge es zustande.“ Darin begreift Francke das Geheimnis seiner Erfolge, die ihn berühmt gemacht haben. Nach seinem eigenen Zeugnis hat er sich vor nichts mehr gefürchtet als vor eigenmächtigen Unternehmungen²⁶.

Auch hier ist Francke ein Kind seiner Zeit, in der das magische Weltbild noch Macht über die Seelen besitzt. Bei allen Völkern ist noch fast ungebrochen die Neigung zum Geheimnisvollen und Wunderbaren vorhanden. Die Angst vor dem Unberechenbaren und Dämonischen liegt noch auf den Gemütern. Der Aberglaube wirkt bis in die höchsten Kreise hinein und beherrscht die Tiefenschichten des Kulturganzen. Gewiß beginnt sich die Ablösung des magischen Weltbildes durch das rationale schon abzuzeichnen. Irgendwie stehen wir bereits an der Grenzscheide. Das magische Weltbild wird schon von dem rationalen durchsetzt, und das Denken tritt in den Vordergrund. In einer Art Betäubung durch intellektuelle Zweifel sucht man sich der Angst vor den unbegreiflichen Mächten des Daseins zu entziehen. Doch die Astrologie, die einen gesetzmäßigen Ablauf des Schicksals verbürgt, gestattet ein Abmessen des eigenen Handelns, das Ergreifen des rechten Momentes. Sie beherrscht noch die Herzen. In die Tagebücher, die man führt, bindet man die einzelnen Blätter des astrologischen Monatskalenders säuberlich ein. Selbst die Frömmsten üben das.

Das Ergreifen des rechten Momentes für das eigene Handeln spielt in der barocken Welt mit ihrem überschäumenden Kraftgefühl gleichsam ein retardierendes Gegengewicht. Im Pietismus ist der intensiv entwickelte Vorsehungsglaube, der auch nach wunderbaren Vorzeichen fragt, das Loswerfen übt, den äußeren Winken oft überängstlich nachhängt, Ausdruck dieser Zeitangst, die sich im magischen Weltbild ausspricht. Wohl überwindet ein starkes, genuin christliches Gottvertrauen immer wieder sieghaft die Weltangst. Aber sie bleibt der seelische Hintergrund.

Das Ergreifen des rechten Momentes für das eigene Handeln bildet das große Bemühen Franckes. In den Fußstapfen des lebendigen Gottes schreiten und den Zipfel seines Gewandes im rechten Augenblick ergreifen ist höchste Christenkunst, ist Gnade und ein Geschenk, um das Francke sein Leben hindurch gebeten hat. Von hier aus wird Francke bei allem barocken Überschwang an Plänen und Unternehmungen so zurückhaltend, so umsichtig und oft

zögernd. Diese Behutsamkeit erweist sich in einer Welt konfessionellen Mißtrauens von eminenter Bedeutung für den Erfolg ökumenischer Bemühungen. Diese geistigen Hintergründe müssen immer im Auge behalten werden.

Das internationale Vertrauen, die europäische Autorität, die erst eine Atmosphäre des Vertrauens schaffen, in der erfolgversprechend gearbeitet und geplant werden kann, empfängt Francke durch das hallesche Werk, das er aufbaut. Nicht der Professor für orientalische Sprachen wird berühmt. Der Gemeindepfarrer einer verwahrlosten Gemeinde vor den Toren der Stadt Halle, die mit ihren vielen Wirtshäusern und Gärten ein zweifelhaftes Amüserviertel für die hallesche Stadtbevölkerung darstellt, wird in aller Welt genannt.

In dieser Gemeinde wächst eine Jugend ohne Schulunterricht unbeaufsichtigt auf den Straßen und Gassen auf. Einmal fragt Francke bittende Kinder nach dem Katechismus. Und er erlebt eine grenzenlose Unwissenheit in den einfachsten religiösen Dingen. Der Niedergang der herrschenden Orthodoxie zeigt sich vor allem in der offensichtlichen Verwahrlosung der religiösen und schulischen Unterweisung. Weithin verläßt man sich immer noch auf eine christliche Hauserziehung, da der Hausvater den Kindern und dem Gesinde Luthers Katechismus einprägt. Diese gute christliche Hauserziehung ist jedoch durch den Dreißigjährigen Krieg weithin in einen traurigen Verfall geraten.

Hier springt Francke in die Bresche. Die Schulnot in seiner armen Vorstadtgemeinde führt ihn dazu, mit jenen berühmt gewordenen 4 Talern und 16 Groschen eine Armenschule ins Leben zu rufen. Francke hat später immer davon gesprochen, daß er damals nur an diese armen Kinder seiner Gemeinde gedacht habe. Und doch wächst der recht bescheidene Anfang innerhalb eines knappen Jahres in die Breite und Höhe. Francke hat recht. Er läßt sich vorwärtstreiben. Ungeheßen drängen sich Eltern und Kinder zu ihm. Francke weist kein Kind zurück. Immer weiß er Rat. Eins greift scheinbar lückenlos ins andere.

So ersteht vor den erstaunten und aufmerksam gewordenen Blicken der Mitwelt in Halle ein Schulsystem mit einer imponierenden Folgerichtigkeit und Geschlossenheit. Eine Schulpypamide erhebt sich. Auf dem breiten Sockel der Volks- und Bürgerschule ruht die Latein- und Gelehrtenschule. Sie führt zum Adelspädagogium hinüber. Die Spitze der Schulpypamide bildet die Universität, die modernste und fortschrittlichste der Zeit! Die Krönung aber erreicht der Aufbau in den mit der Universität nur lose verbundenen

höheren Seminaren. In ihnen wird eine Elite derer, die das Universitätsstudium bereits durchlaufen haben und für kirchliche Sonderaufgaben gerüstet werden, gesammelt. Dabei vermittelt jede Schulart eine abgerundete Erziehung und eine in sich geschlossene Bildungswelt. Und doch greifen alle Schularten ineinander, daß der Aufstieg der Begabten, die ohne Rücksicht auf Stand und Herkunft gefördert werden, gesichert ist. Auf die Schulmänner wirkt diese Schulstadt mit ihren zuletzt bald 3000 Schülern in ihrer klaren Durchgliederung und in der Fülle unterrichtlicher Reformen, die Francke schafft, wie eine Sensation²⁷.

Große Pläne bewegen Francke. In der Zeit der bürokratischen Adelsmonarchien versucht er durch sein Adelspädagogium auf die künftigen Träger von Macht und Einfluß einzuwirken. Er will sie aus einer nutzlosen repräsentativen Lebensführung in ein arbeitsreiches Leben für Fortschritt und Allgemeinwohl hinüberführen. In einer neuen Lebenshaltung, in der sich lebendiges und tätiges Christentum mit weltmännischer Bildung harmonisch vereinigt, sieht Francke sein Bildungsziel. Eine kommende Führergeneration soll sich dem Dienst am Reich Gottes, der die ganze Welt umspannt, widmen.

Es ist ganz offensichtlich das bürgerliche Lebensideal der Zeit mit seinem Eintreten für ein arbeitsames „industriöses“ Leben, dem Francke in Verbindung mit einer pietistischen Frömmigkeit tätiger Nächstenliebe Geltung zu verschaffen sucht. Darum ist auch die Zeit das kostbarste Gut, das dem Menschen anvertraut worden ist. Das Leben ist eine Saatzeit, die nicht vertrödeln werden darf. Sie muß bis zum äußersten vielmehr ausgenutzt werden. Die barock-bürgerliche Arbeitswütigkeit spricht sich aus.

Auch bei den Kindern des Bürgerstandes steckt sich Francke das gleiche Bildungsziel wie bei den adligen Zöglingen. Bezeichnend ist im Bildungsideal Franckes die stete Verbindung von Frömmigkeit und Klugheit. Fromme, im Leben überall brauchbare, hilfsbereite Menschen von sprühender Aktivität will er erziehen.

Ohne Zweifel helfen in Halle die Bildungsverantwortlichkeit und die Bildungsbegeisterung der Frühaufklärung, unter deren Einfluß Francke steht, das erste Baugelände abzustecken. Auf ihm übt sich der aufrichtige Reformwille des Pietismus auf seine immer weiter gesteckten und ausgreifenden Pläne und Ziele ein. In Halle entsteht ein geistiger Mittelpunkt, auf den die breite Öffentlichkeit Europas in steigendem Maße aufmerksam wird. Hier bildet sich ein Zentrum, das geistige Kräfte ausstrahlt. Eine Kristallisation schöpferischer Erziehungsmächte auf einem neuen Frömmig-

keitsboden wird sichtbar. Francke wird in der deutschen Öffentlichkeit schwer angegriffen. Zahllose orthodoxe Feinde fallen über ihn her. Aber der Respekt vor seinen Leistungen und vor seinem Glaubensheroismus, mit dem er sein Werk durch alle Stürme hindurchführt, wächst bei den Zeitgenossen weit über diesen Lärm seiner Gegner hinaus.

Von seinem Schulwerk aus schafft sich Francke eine europäische Vertrauensatmosphäre, und in einer begeisterten studentischen Jugend gewinnt diese geniale Erzieherpersönlichkeit die Herolde ihrer ökumenischen Pläne und Bestrebungen. Francke hat, es ist einfach nicht zu leugnen, einen uns heute vielleicht schwer vorstellbaren Einfluß auf junge Menschen ausgeübt. Vor allem unter den armen Studenten, die er an Freitischen um sich sammelt, findet er seine besten Mitarbeiter. Wie sollte es auch anders sein bei einer Persönlichkeit, die so viel wagt, so viel bahnbrechende Leistungen vorlegt und gleichsam aus dem Nichts alles baut! Sollte eine Lehrerpersönlichkeit von einem solchen Format nicht die Jugend an sich ziehen? Gewiß liegt etwas Herbes und Unerbittliches in Franckes Wesen. Die Härte hat er jedoch zuerst und vor allem gegen sich selbst gerichtet. Im Umgang mit der Jugend muß er von einer gewinnenden Güte gewesen sein. Francke gehört in die Reihe der großen Studentenväter! Er hat keine Not, hingabebereite Mitarbeiter zu finden in den Zeiten des stürmischen Aufbaus seiner Werke. Sie formen und bilden sich an der Frömmigkeitsausprägung ihres scheu bewunderten Vorbildes. Mit diesen elastischen jungen Menschen läßt sich Großes wagen und beginnen²⁸!

Noch etwas anderes ist wesentlich für Franckes ökumenische Sendung. Er schafft sich den freien Spielraum und die freie Bewegungsmöglichkeit. Daß ein Professor und Pfarrer Schulen errichtet und ein Waisenhaus gründet, ist für die Zeit unerhört. Fürsten und Ratskollegien rufen Schulen oder Stiftungen ins Leben und regeln sie behördlich. Hier aber baut und organisiert eine Privatperson, baut ohne amtliche Zuschüsse, stellt neue Richtlinien auf, ohne bei jedem Schritt ängstlich die Obrigkeit zu fragen.

Es hagelt Anzeigen in Berlin. Die braven Bürger sind dem Gedanken der Selbsthilfe schon so entwöhnt, und die freie Selbstentfaltung ist in dem Maße verkümmert, daß Franckes Unternehmungen ihnen staatsgefährlich erscheinen. Die orthodoxe Geistlichkeit und die unteren Verwaltungsbehörden haben die gleichen Bedenken. Berlin aber ist nüchtern und sieht auf den Erfolg. Die neugegründete Universität, mit der man das mächtige Kursachsen schä-

digen will, nimmt nicht zuletzt durch Franckes erfolgreiche Lehrtätigkeit einen ungeahnt schnellen Aufschwung. Die Hörsäle füllen sich. Was den Gründern der Universität vorschwebt, zeichnet sich bereits ab. Sie wird zum Anziehungspunkt für eine bewegliche Jugend, weit über die deutschen Sprachgrenzen hinaus. Der aufstrebende brandenburgisch-preußische Staat aber bildet sich in Halle eine von einer neuen Gesinnung und starken Aktivität erfüllte Beamtenschaft heran.

Francke empfängt die freie Beweglichkeit durch eine steigende Zahl von wertvollen Sonderprivilegien. Richtiger als bei den Provinzialverwaltungen weiß man in der Hauptstadt die Persönlichkeit Franckes einzuschätzen. Da seine Unternehmungen von europäischem Rang den Staat finanziell nicht belasten, augenscheinlich nur Erfolge bringen, räumt man ihm jede gewünschte Bewegungsfreiheit ein. Unter Ausschaltung aller kirchlichen und weltlichen Mittelinstanzen hat es Francke nur noch mit den Regierungsspitzen in Berlin selbst zu tun. Gewiß ist diese Entwicklung nicht ohne Krisen verlaufen²⁹. Schließlich handelt man aber nach dem Grundsatz, den Kurfürst Friedrich III. klassisch formuliert hat: „Man muß den Mann auf alle Weise sekundieren.“

Ein solches freies und selbständiges Werk unter der Führung einer charismatischen Persönlichkeit, der unaufhörlich Scharen hingabefreudiger Jugend zuströmen, welche die neuen Gedanken begeistert verbreiten helfen, hat allein die Bewegungsfreiheit zu ökumenischen Plänen und Zielsetzungen in einer Zeit, da der Obrigkeitsstaat alles zu reglementieren sucht. Mit Stolz vermag Francke — noch ist seine Schulstadt unfertig — in seinen Schreibkalender 1696/97 die lange Reihe von jungen Mitarbeitern einzuschreiben, die von Halle aus an Schulen und Predigtstätten in ganz Deutschland gerufen worden sind.

Wird auch das Ausland nach Lehrern und Predigern der halleschen Art fragen, die zwischen den Völkern und Kirchen Brücken schlagen und die große Bruderschaft aller lebendigen Christen nun auch praktisch mit herbeiführen helfen?

Das Jahr 1695 soll zum Markstein in der Geschichte der ökumenischen Bewegung werden. Ein deutscher Diplomat in englischen Diensten beobachtet bereits seit geraumer Zeit den Professor in Halle. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen erstrecken sich nach Gotha und Erfurt. Er verkehrt mit den Männern, unter deren Augen der junge Francke einst aufgewachsen ist. Es sind schwerlich mehr als 2—300 Familien gewesen, die geistige Elite Europas, die das kulturelle und geistige Leben der Zeit getragen haben. Sie

kennen einander, stehen im Briefwechsel. Ein neues Talent, das sichtbar wird, entgeht kaum ihrer Aufmerksamkeit.

Ein vorsichtiger, in allen europäischen politischen Fragen wohlvertrauter Geheimrat in London wendet sich unvermutet an den Professor in Halle. Am 4. Oktober 1695, unter dem frischen Eindruck einer erfolgreich beendeten Rußlandreise, eröffnet der Geheimrat Heinrich Wilhelm Ludolf von London aus einen folgenreichen Briefwechsel mit August Hermann Francke. Zwei in ihrer Grundrichtung und in ihrer seelischen Ausprägung kongeniale Persönlichkeiten schicken sich an, einander zu begegnen³⁰.

Heinrich Wilhelm Ludolf ist gleich seinem berühmten Onkel Hiob Ludolf ein großer Sprachgelehrter, der acht Sprachen, darunter das Russische, fließend beherrscht. Für die damaligen Begriffe ist er ein Weltreisender. Er weiß fesselnd von seinen Reisen zu erzählen. Schon aus diesem Grund wird man in den leitenden Regierungskreisen, sei es in London, in Kopenhagen, später in Moskau, in Berlin, im Haag nicht müde, seinen Berichten zuzuhören. In hohem Maße besitzt er die Gabe, mit Menschen umzugehen und sie für sich zu gewinnen. Er ist ein Genie der Freundschaft. Man muß das alles wissen, um die Bedeutung dieser Gestalt für die beginnende ökumenische Arbeit Franckes sofort richtig einzuschätzen.

Dieser Deutsche tritt im Jahre 1686 in London als Einunddreißigjähriger in den diplomatischen Dienst des Prinzgemahls der späteren Königin Anna von England, Georgs von Dänemark. Aber bereits fünf Jahre später benützt er eine schwere Erkrankung, um der Enge des Hofdienstes zu entfliehen. Ludolf ist ein echter Barockmensch, ein prachtvoller Einzelgänger, der ohne ungehemmte Bewegungsfreiheit nicht zu atmen vermag.

Dieser Rückzug aus amtlicher Gebundenheit ist jedoch nur scheinbar. Denn Ludolf bleibt in unmittelbarer Verbindung mit der hohen europäischen Politik, in die ihn seine Vertrauensstellung beim dänischen Prinzen eingeführt hat. Die auffällig hohe Jahrespension, die dem erst Sechsendreißigjährigen gewährt wird, ist das goldene Band, das ihn im politischen Raum festhält. Die politischen Sonderaufträge sind ihm offensichtlich sehr angenehm. Sie fördern seine weiten Reisepläne, die der sprachbegabte Einzelgänger ohne staatliche Reisezuschüsse und ohne diplomatischen Schutz in fremden Ländern sich nicht durchzuführen traut³¹.

In der Folgezeit dient Ludolf den protestantischen Seemächten. England, Holland, vorzugsweise Dänemark nehmen den Londoner Geheimrat in Anspruch. Die politischen Ziele dieser drei Staaten

laufen eine Zeit hindurch merkwürdig parallel. Die Sonderaufträge sind im einzelnen nicht mehr aufzuhellen. Sie führen nach Rußland und Schweden, nach Dänemark, nach Holland und Frankreich und schließlich in den Orient.

Ludolf hat seine diplomatischen Sonderaufträge als ein ausgesprochener Parteigänger des Pietismus übernommen. Er ist der Prototyp eines pietistischen Diplomaten, dem wir noch oft begegnen werden. Zum Pietisten ist er, von allen direkten Einflüssen unabhängig, im Krisenjahr seines Lebens geworden, als ihn die schwere Erkrankung an den Rand des Grabes drängte. Jahre vorher hat er im Frankfurter Hause seines Oheims Hiob Ludolf den berühmten Spener kennengelernt. Unter dem still nachwirkenden Einfluß Speners, in dessen Schriften und Predigten er sich Jahre hindurch vertieft hat, vollzieht sich die entscheidende Wendung seines inneren Lebens.

Diese Gestalt, die für Francke von großer Bedeutung wird, muß ganz deutlich gesehen werden. Ludolf gehört in die Reihe der großen Sprachgelehrten, die seine Zeit mit charakterisieren. Die beiden Zauberschlüssel des Barockmenschen lauten: Mathematik und Sprache. Mit der Mathematik versucht die Zeit das zu entschlüsseln, was die Natur im Innersten zusammenhält. Durch die Aneignung der Fremdsprachen erschließt sich der Zugang zum Seelentum fremder Völker und spannen sich Brücken zu der großen versöhnenden Kulturharmonie, der man sehnsuchtsvoll entgegenstrebt. Schließlich ist es das Suchen nach der allen Sprachen zugrundeliegenden Ursprache, was die Barockmenschen so rätselhaft umtreibt. Soll ihre Entdeckung eine neue Weltsprache ermöglichen, zu der alle Sprachen den Weg zurückfinden? Mit einem solch heißen Bemühen ist wohl zu keiner anderen Zeit der Fremdsprachenunterricht getrieben worden, bei dem man sich wirklich ehrlich abgeplagt hat.

Der große Sprachgelehrte reiht sich zugleich ein in die nicht zu kleine Zahl der Weltreisenden, die damals als Einzelgänger, von einem seltsamen Fernweh getrieben, von den europäischen Verhältnissen oft angewidert, die Straßen der Welt betreten. Es ist die Zeit der Seefahrer, der kühnen Entdecker, der Kolonisatoren, der Auswanderer. Seelisch vermögen sich die Menschen leichter als zu anderen Zeiten aus dem heimatlichen Wurzelboden zu lösen.

Ludolf sucht nach Aufgaben, für die sich ein Einsatz finanziell und ideell lohnt. Die echten Barockmenschen denken erstaunlich nüchtern. Und doch verstehen wir diesen Sprachgelehrten und Welt-

reisenden, diesen wendigen Diplomaten, den geschäftstüchtigen Geheimrat bürgerlichen Standes nur dann richtig, wenn wir um die innere Einheit seines Lebens wissen. In seinem noch reichlich vorliegenden Schrifttum und Briefwechsel begegnet man einer religiösen Persönlichkeit von tiefer Aufrichtigkeit. Seine Religiosität zeigt die charakteristischen Züge pietistischer Frömmigkeit, die sich in Opferwilligkeit und Zeugenfreudigkeit für die Sache des Reiches Gottes kundgibt³².

Welche Erfahrungen und Beobachtungen bedrängen den klugen Geheimrat in London, daß er mit Francke eine Korrespondenz beginnt? Frankreich diktiert die Weltpolitik. Die protestantischen seefahrenden Nationen aber streben mit aller Gewalt aus dem Engpaß heraus, in den sie durch Frankreich hineinmanövriert worden sind. Es handelt sich um Sein oder Nichtsein. Frankreich als militante Verkörperung der Gegenreformation bedroht den Gesamtprotestantismus Europas.

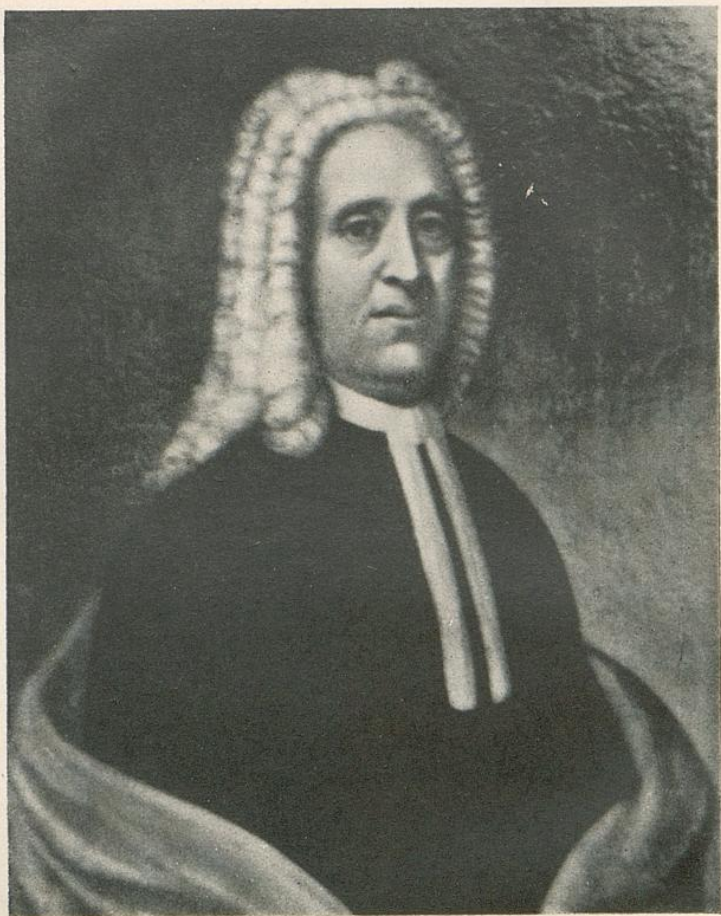
In dieser Situation, die bis zum Zerreißen gespannt ist, tritt Rußland in die europäische Politik ein. Entwickelt es sich zu einem Bundesgenossen gegen Ludwig XIV. und seine unersättlichen Welt Eroberungspläne? Sollen die Barrieren eingerissen werden, die die diplomatische Kunst und das Geld Frankreichs gegen Rußland aufgebaut haben? Rußland wird in seiner Entfaltung im Ostseeraum durch Frankreichs Verbündeten, durch die schwedische militärische Großmacht blockiert. Als wirksame Nordostbastion Frankreichs verhindert es jegliche Veränderung des Kräfteverhältnisses im Ostseeraum. An den Meeresengen, am Bosphorus, stößt das vorwärtsdrängende Rußland wieder mit einem Bundesgenossen Frankreichs, mit der Türkei, zusammen.

Englands Politik gegenüber Rußland ist von vornherein zwiespältig-abwartend. Eine empfindliche Schwächung Schwedens im Ostseeraum stört das europäische Gleichgewicht im Norden. Das nimmt die britische Politik gegen die Bestrebungen Peters I. ein, der nach einer breiten Küste an der Ostsee strebt. Im vorderen Orient versucht England mit steigendem Erfolg den französischen Einfluß zu brechen und die eigenen Handelsbeziehungen auszubauen. Hier ist ihm ein nach den Dardanellen strebendes russisches Reich lästig, zumal es um die unverhohlene Freude der orientalischen Kirchen über Rußlands Vordringen weiß. Die kraftvollen Anstrengungen Rußlands, die Landwege nach Persien, Indien und China auszubauen, lassen es zum gefürchteten Partner im asiatischen Raum werden. Jedenfalls beobachtet die englische Politik den großartigen Aufschwung Rußlands sehr angestrengt und sammelt Beobach-



So lang der Musen-Sitz in dir, o Halle, bleibt,
Der von Thomasio sich, als dem Vater, schraubt,
So lang das Waiſenhaus von Francken wird beſtiet,
Wird bey der Männer Ruhm zugleich nicht untergehn.

August Hermann Francke und Christian Thomasius
in der Gründungszeit der Halleschen Universität



Frhr. Karl Hildebrand von Canstein

tungsmaterial zur Beurteilung der Weltlage, wo immer sie es empfangen kann.

Andererseits nähert sich Dänemark aus jahrhundertealter Feindschaft gegen Schweden vorsichtig Peter I. von Rußland. Auch Brandenburg-Preußen und Sachsen stehen aus territorialen Gründen im Gegensatz zur Militärmacht Schweden und bahnen engere Beziehungen zu Rußland an.

In dieser politischen Situation läßt sich Ludolf, der ehemalige Geheimrat des dänischen Prinzen Georg in London, von England und Dänemark in den diplomatischen Dienst nehmen und reist nach Rußland. Gerät er hier nicht in eine Zwiespältigkeit, wenn er zwei Ländern zu dienen sucht, von denen das eine rußlandfreundlich, das andere aber fast rußlandfeindlich ist? Man hat Ludolf deshalb einer Doppelrolle bezichtigt, die er in einem geheimnisvollen Halbdunkel gespielt habe. Er sei darum auch nur an Francke herangetreten, um mit dessen Hilfe ein gutes Nachrichtensystem in Rußland auszubauen. Was will Ludolf von Francke?

Der Londoner Geheimrat weiß aus eigener Erfahrung, welche Bedeutung den Gliedern der deutschen lutherischen Gemeinden in Rußland und in den Ostseeprovinzen bei der Wendung Rußlands nach dem Westen zukommt. In der deutschen Vorstadt von Moskau, der Sloboda, sucht sich Peter I. die Fachleute, die er benötigt, um die kulturelle und technische Entwicklung seines Reiches vorwärtzutreiben. Peter I. ruft zahllose Deutsche ins Land. Weit verstreut im Riesenreich befinden sich deutsche Kolonien. In Moskau hat Ludolf betrübt feststellen müssen, wie zertrennt und in sich zerrissen die deutsche Gemeinde ist. Sie hat sich glücklich in drei Gemeindlein, die sich eigene Gotteshäuser bauen, zersplittert. Schon Ernst der Fromme hat an der lutherischen Gemeinde in Moskau wenig Freude gehabt und sie zur Verträglichkeit und Einigkeit ermahnen müssen. Das Bild deutscher Uneinigkeit, die schamlos vor fremden Augen und Ohren ausgetragen wird, hat sich inzwischen verschlimmert. Hier soll nach Ludolfs Plan Wandel geschaffen werden. Kann nicht Francke junge Theologen zur Verfügung stellen? Sie könnten sofort mit Hilfe von Ludolfs russischen Freunden in freierwerdende Pfarr- und Lehramtsstellen an den deutschen Gemeinden in Rußland eingeschoben werden. Bisher hing die Versorgung mit Pfarrern von rein zufälligen Umständen ab.

Der hallesche Pietismus soll sich ganz bewußt einschalten und die geistliche Versorgung der deutschen lutherischen Gemeinden in Rußland übernehmen.

Die Pläne Ludolfs sind noch umfassender. Kennzeichnet nicht eine

Bildungsfreudigkeit, eine innere und äußere Beweglichkeit die besten Vertreter des echten Pietismus? Ist man dort nicht bereit, alle Vorurteile über Bord zu werfen, und findet sich in ihren Reihen nicht eine erstaunliche Bereitschaft, alle Fortschritte in Kultur und Wissenschaft aufzugreifen? Die russischen Adelskreise, die sich der nach dem Westen gerichteten Politik Peters I. angeschlossen haben, hungern nach diesem neuen Erziehertyp für ihre heranwachsenden Söhne. Einflußreiche russische Persönlichkeiten warten förmlich darauf, daß junge Pädagogen den Weg nach dem Osten finden. Die russische Regierung trägt sich mit dem Gedanken, neuzeitliche höhere Schulen zu errichten, in denen westliches Bildungsgut vermittelt wird. Der Leibarzt des Zaren, Dr. Blumentrost der Ältere, der seinen Sohn zum Studium nach Leipzig sendet, steht dem Pietismus freundlich gegenüber.

Das ist das Ergebnis eines geräuschlosen Aufenthaltes Ludolfs in Moskau. Er hat zuvor in Kurland die russische Sprache lernen müssen. In Rußlands Hauptstadt schreibt er die erste Grammatik der russischen Umgangssprache der Gebildeten, die bisher dem Westen fehlte. Aus dem reichen Briefwechsel, der von Ludolf vorliegt, geht unzweifelhaft hervor, daß er mit aufrichtiger Liebe und mit ernsthaftem Willen nach Gerechtigkeit die russischen Verhältnisse geprüft hat. Es ist nicht zu viel gesagt, daß er zu den stillen Bewunderern Peters I. von Rußland gehört. Von ihm erwartet er wie viele seiner Zeitgenossen Großes. Alle Hoffnungen knüpfen sich für Rußland an diesen Zaren. Auf Grund seiner Sprachkenntnisse und als ein echter Freund eines aufstrebenden Volkes gelingt es Ludolf, persönliche Beziehungen zu den einflußreichsten Männern in der nächsten Umgebung des Zaren, der ihn auch persönlich kennt, aufzunehmen. Darüber hinaus gewinnt der Londoner Geheimrat unmittelbaren Kontakt mit den Würdenträgern der russisch-orthodoxen Kirche, die die nach dem Westen orientierte Politik ihres Zaren unterstützen. Nur als wohlwollender Freund, nicht als lauernder Beobachter vermag er sich die Vertrauensatmosphäre zu schaffen, die ihm ermöglicht, die geistige Situation Rußlands zu erfühlen. Die daraus entstehenden Lageberichte gibt er an seine Auftraggeber, die daraus vermutlich wertvolles Material für die hohe Politik gewonnen haben³³.

In welchem Licht erscheinen sie? Ludolf und mit ihm Francke sind nur in dem großen Zusammenhang der gemeineuropäischen Sehnsucht nach Kulturgemeinschaft und Völkerharmonie richtig zu beurteilen. Aus diesem Grund, nicht um irgendeiner Tagespolitik willen, läßt sich Ludolf in das Netz der vielfältigen und behut-

samen Vorverhandlungen hineinziehen, die in die große Koalition zwischen Rußland, Dänemark, Brandenburg, Sachsen und Hannover einmünden. Ludolf leistet seine diplomatischen Dienste im Geiste der Bruderschaft, für die er als Pietist gewonnen und begeistert ist. Für ihn bedeutet Völker kennenzulernen, Völker zusammenzuführen. Mögen die hohe Politik der Staaten ganz nüchterne und reale Beweggründe leiten, Ludolf dient einer bestimmten Idee. Es geht ihm um die große und heiß ersehnte christlich geprägte Völkerharmonie, der kein Geringerer als auch Leibniz, der Bewunderer Peters I., sein Leben weiht. Nicht von ungefähr bleibt Ludolf der persönliche Vertraute des Prinzen Georg von Dänemark, des Prinzgemahls der späteren Königin Anna von England. Offensichtlich vertritt der Däne die rußlandfreundliche Haltung im Gewebe der englischen hohen Politik.

Man muß die ganze Gedankenwelt Ludolfs kennen, um ihn richtig zu beurteilen. Ihn quält die Zerrissenheit des Christentums. Führt nicht Gott durch die Öffnung der bisher hermetisch verschlossenen Türen Rußlands eine neue Begegnung verschiedener Christentümer herbei? Gott läßt eine neue Zeit beginnen. Ganz zwangsläufig geraten Vertreter der protestantischen und der orthodoxen Kirche in Tuchfühlung. Die religiösen Triebkräfte des Pietismus, seine Zeugenfreudigkeit, seine Sehnsucht nach der großen Bruderschaft, die eine Wiederentdeckung des 3. Glaubensartikels einleiten, formen Ludolfs kulturell-religiöse Pläne und beflügeln seine Schritte.

Was erwartet er von Francke und seinen Sendboten, die er sich für Rußland erwünscht? Zuerst eine Hilfe für die verzankten deutschen lutherischen Gemeinden, daß auch sie der Aufbruch zu einer großen Bruderschaft aller Christen erfasse, damit ihr Kirchentum der sehr aufmerksam beobachtenden russisch-orthodoxen Welt nicht mehr verächtlich erscheine. Innerlich erneuerte deutsche lutherische Gemeinden sollen ihre Sendung ergreifen, um eine Begegnung der Konfessionen herbeizuführen. Könnten nicht den lutherischen Gemeinden Männer geschenkt werden, wie deren die ökumenische Arbeit bedarf? Ohne Zweifel würde dann ein Funke in die russische Kirche überspringen. Eine ökumenische Gemeinschaft könnte sich anbahnen. Das ist das zweite Wunschbild Ludolfs; deutsche lutherische Gemeinden und Gemeindegruppen als Brücken zwischen dem Protestantismus und der orthodoxen Kirche des Ostens³¹.

Nach Ludolfs Ansicht besteht dabei eine einmalige Gelegenheit, der kommenden Führungsgeneration in Rußland durch pietistische Erzieher den Geist und die Gesinnung der großen Bruderschaft

aller Christen anschaulich zu machen. Das neu erstehende höhere russische Bildungswesen könnte von Beginn an durch pietistisch gesonnene Fachlehrer mit dem Geist konfessioneller Verständnisbereitschaft erfüllt werden. Dann wird die Begegnung der Kirchen nicht auf sich warten lassen. Ein falsch angebrachtes europäisches Überlegenheitsgefühl gegenüber den lebendigen Frömmigkeitskräften der Ostkirche schwingt bei Ludolf nicht mit. Zu tief sind die Eindrücke der Frömmigkeitswelt, die ihm dort begegnet ist. Ludolf lebt selbst in den Homilien des Makarius, die er für so wichtig hält, daß er sie ins Englische übersetzt. Es handelt sich hier um ein mit der Ostkirche gemeinsames mystisch-mönchisches Gut aus der Frühzeit der griechischen Kirche. So intensiv hat er sich in die orthodoxe Frömmigkeitswelt hineingeliebt.

Sollte es Francke, dessen Einfluß bei den Berliner Regierungsstellen ständig zunimmt, nicht gelingen, dem aufstrebenden russischen Reich die Kräfte zur Verfügung zu stellen, die es benötigt? Eine bei aller nüchternen Zielstrebigkeit großartige Konzeption taucht auf. Wenn zwei Staaten wie der russische und der brandenburgisch-preußische, beseelt von dem eisernen Willen zur Machtentfaltung und zum Aufstieg, die vorwärtsweisenden religiösen Kräfte des Pietismus aufnehmen, könnte das nicht den Auftakt zu einer großen Begegnung zwischen der evangelischen und der russisch-orthodoxen Kirche bilden? Hat sich darum nicht auch lutherische Theologie seit den Tagen der Reformation bemüht? Daß dieser universale Zug der ökumenischen Bestrebungen Ludolfs in dem barocken Drang, in unermeßliche Räume vorzustoßen, einen günstigen seelischen Untergrund findet, ist schon deutlich geworden.

Was tut Francke? Er geht ohne Zögern auf alle Gedanken Ludolfs ein. Es bereitet ihm keine Mühe, auf den ersten Brief aus London hin einen Erzieher für Moskau zur Verfügung zu stellen. Einer der ältesten und treuesten Mitkämpfer, Scharschmidt aus Quedlinburg, befindet sich bereits in Livland. Francke bittet ihn, dem Ruf Ludolfs, hinter dem der Leibarzt des Zaren Dr. Blumentrost der Ältere steht, zu folgen. Scharschmidt geht nur mit Zagen an diese Aufgabe heran. Francke setzt freilich große Hoffnungen auf ihn, die sich zu dem Ausspruch eines Apostolus Russicorum steigern³⁵. Diese hochgespannten Erwartungen haben sich bei Scharschmidt nicht erfüllt. Ihm fehlt ohne Zweifel die zähe Beharrlichkeit, die auf einem Posten unbedingt aushält. Er gehört zu einem gewissen Barocktyp, den man unter Franckes Sendboten häufig antrifft, den ein fast abenteuerlicher Drang und eine unruhige Natur in die Welt hinaustreibt. Scharschmidt harrt nicht in Moskau aus. Er zieht

schließlich durch ganz Rußland. Am liebsten wäre er über Sibirien, das noch weithin unerforscht ist, nach China geeilt. Im Gegensatz zu dieser äußeren Wendigkeit verrät dagegen seine Frömmigkeit eine gewisse Unbiegsamkeit. Aber sie hat bedeutende Männer aus der Umgebung des Zaren nicht gehindert, ihm ihr Vertrauen zu schenken. Sein Opferwille, der keine Unruhe und Gefahr scheut, nötigt zum Respekt. Er weiß in Rußland überall gut Bescheid und ist weit herumgekommen. Für Francke ist er einer der unentbehrlichsten Berichterstatter über Rußland in der Zeit der ersten tastenden Versuche.

Im Jahre 1695 läuft die Verbindung mit Ludolf und Rußland an. Hallesche Pietisten begeben sich als Prediger und Lehrer ins Zarenreich. Halle bemüht sich, bei jeder Anforderung den rechten Mann auszuwählen. Man ist auch niemals in großer Verlegenheit. Francke und Spener besitzen die Adressen aller Gesinnungsfreunde in sorgfältig geführten Verzeichnissen³⁶.

Von größter Bedeutung ist, daß der Pietismus bereits in den russischen Ostseeprovinzen eingedrungen ist, als die bürokratische Adelsmonarchie Peters I. anfängt, viele ihrer besten Kräfte aus diesen Gebieten zu holen. Von dieser Nachschubbasis aus verjüngen sich allgemein die deutschen Gemeinden in Moskau und anderen russischen Städten. Es leuchtet ein, was das bedeutet, wenn diese vorgeschobene schwache Gruppe deutscher kulturtragender Schichten für den Pietismus offen ist. Dann besitzt diese Frömmigkeitsbewegung den nötigen und vor allem für die russischen Verhältnisse vorgebildeten Nachwuchs. In Superintendent Fischer und in dem Rektor Glück weist Halle bereits zwei bedeutende Persönlichkeiten auf, auf die es rechnen kann. Zwei Brüder Herber aus Narva weilen schon ein Jahr auf der Universität Halle. Die Informationen fließen bereits reichlich.

Ludolf und Francke wissen um die Gesamtbedrohung des biblischen Glaubens in der Umformungskrise des europäischen Geistes, die jäh eingesetzt hat. Ludolf klagt: „Es ist ein großes Unglück, daß der größte Teil der Geistlichkeit aller Gemeinschaften das nicht merkt. Ihre dogmatischen Systeme und ihr konfessioneller Eifer genügen nicht, um die Fortschritte des Atheismus aufzuhalten.“

Francke hat die Not an sich selbst erlebt. Seine berühmte gewordene Lüneburger Bekehrung ist nichts anderes als ein Befreiungserlebnis aus schweren Anfechtungen und Zweifeln, die sich bis zur Ungewißheit über Gottes Dasein steigerten. Bei vielen Zeitgenossen verblaßt der Gottesglaube. Er ist dann einfach nicht mehr da. Nicht, daß man darüber eine Freude empfand. Aber

man ist hilflos gegenüber der Skepsis, die sich wie eine Epidemie ausbreitet.

Auf den alten Wegen der Orthodoxie glauben beide Männer der neuen Situation nicht gewachsen zu sein. Die überzeugten Christen aus allen Kirchen zusammenzurufen, damit sie zusammen die heranrollenden Fluten aufhalten, darum gehe es. Diese Sorge steht im Mittelpunkt, nicht die politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten, die klar und eindeutig der Hauptsorge untergeordnet werden.

Eine neue Wendung in der ökumenischen Arbeit, die sich bisher auf Rußland konzentriert hat, setzt im Jahre 1698 ein. Drei Jahre sind seit der ersten Zuschrift Ludolfs an Francke ins Land gegangen. Da gibt Francke an seinen väterlichen Freund Spener in Berlin eine sensationelle Meldung³⁷. „Wir haben jetzt viel Erquickung an der Conversation des Herrn Ludolphs, der ehemals in London mit mir correspondiret und jetzt mit einem jungen Engelländer bei mir am Tische ist. Es ist auch ein russischer Herr bey uns gewesen, dem das Werk des Herrn sehr in die Augen geleuchtet, so daß er mit sehr großer Vergnügung von uns gezogen. Wir haben ihm unter anderen Arndens Wahres Christentum verehret, welches er versprochen, in die Russische Sprache zu übersetzen, denn er versteht sehr wol teutsch.“

Bei dem Russen, dessen Name wohlweislich verschwiegen wird, handelt es sich offensichtlich um einen ersten Beobachter, den Peter I. nach Halle sendet. Wir wissen nicht, ob Peter I. auf seiner Reise nach Westeuropa im Jahre 1697 auch Halle und Francke selbst aufsuchen wollte. Der große Philosoph Leibniz wünscht es sich sehr. Doch muß der Zar, durch Aufstände in Rußland beunruhigt, nach Moskau zurückeilen. Durch seinen Leibarzt Dr. Blumentrost den Älteren ist er über Halle völlig im Bilde. Der erste Besuch eines Russen in Halle bezeugt den Anfang einer Fühlungnahme des Zaren mit Francke. Persönlich ist der Zar nie nach Halle gekommen. Aber Katharina, seine Gattin, hat einmal inkognito die Halleschen Stiftungen besichtigt.

Peter I. zeigt bis zu seinem Tod ein lebhaftes Interesse für Franckes Werk. Nach den wenigen auf uns gekommenen Äußerungen des Zaren zu urteilen, hat ihm nicht nur die beispielhafte pädagogische, kulturelle und wirtschaftliche Tüchtigkeit des halleschen Werkes imponiert. Darüber orientiert er sich von 1698 an laufend in gewissen Zeitabständen durch vertraute Mitarbeiter, die er persönlich nach Halle sendet. Irgendwie hat er sich auch religiös durch Francke angesprochen gefühlt. Er liest die ins Altrussische über-

setzte Schrift Franckes „Über den Anfang der christlichen Lehre“ sehr nachdenklich mehrere Male hintereinander. Ein Genie wie Peter I. braucht ein Heftchen nicht mehrmals zu lesen, um seinen Inhalt zu erkennen. Es muß ihn mehr beschäftigt haben, als er seiner Umgebung zu erkennen gibt.

Auf alle Fälle steht er Francke innerlich viel positiver gegenüber, als daß er nur dessen hervorragende pädagogische und wirtschaftliche Tüchtigkeit auszunutzen sucht, so sehr ihm diese Haltung im Blute liegt. Die Uneigennützigkeit und religiöse Lauterkeit Franckes hat er klar erkannt. Bei seinem stets wachen Mißtrauen hätte der Zar sonst schwerlich später so vielen pietistisch gesonnenen Männern aus dem deutschen Adel, die persönlich mit Francke befreundet sind, höchste und entscheidende Staatsämter anvertraut. Diese Entwicklung, daß ihre persönlichen Freunde einmal in führenden Aufgaben stehen sollen³⁸, haben weder Francke noch Ludolf am Anfang ihrer Rußlandbemühungen voraussehen können.

Das eine bekannte Gespräch Peters I. mit dem Obersten Campenhausen, in dem der Zar fragt, ob Francke für seine Anstalten die finanzielle Sicherung gefunden habe, zeigt sein tiefes Verstehen für das Geheimnis des halleschen Werkes. Auf die Versicherung hin, daß Francke kein Kapital besitze, antwortet der Zar sichtlich erleichtert: „Gott sei Dank“. Ihm ist wohl bei der klar erkannten wirtschaftlichen Begabung Franckes die Befürchtung aufgestiegen, der Hallenser möchte die eigentliche Kraft seines Unternehmens, die im Gottvertrauen liegt, preisgeben. In diesem positiven Sinn haben die Zeugen, Freunde Franckes, dieses Gespräch aufgefaßt. Denn nur durch sie ist es auf uns gekommen.

Aber warum taucht Ludolf im Januar 1698 persönlich in Halle auf und bleibt vier volle Monate dort? Was sucht ein junger Engländer an Franckes Tisch? Francke und Ludolf sind ein Herz und eine Seele, wie aus brieflichen Äußerungen des Hallensers an Spener deutlich hervorgeht. Ludolf kommt unmittelbar aus Holland, wo er an den Friedensverhandlungen in Rijswijk teilgenommen hat. Wir haben allen Anlaß zu der Vermutung, daß zwischen beiden Männern unter dem beschämenden Eindruck des raffinierten Zusammenspiels Ludwigs XIV. mit katholischen Fürstenhäusern Deutschlands alle aktuellen Zeitfragen gründlich durchgesprochen worden sind. Man hat in diesen vier Monaten auch fleißig gearbeitet. Ludolf leitet einen russischen Sprachkursus „methodo facillimo“, an dem wohl auch Francke selbst teilgenommen hat. Denn er schreibt nunmehr an Ludolf russische Briefe, die dieser ihm geduldig ausbessert.

Aber im Mittelpunkt des beiderseitigen Interesses stehen ökumenische Fragen. Ludolf ist auf dem Wege nach dem Orient. Seine Reise steht im Zusammenhang mit schwerwiegenden politischen Wandlungen. In einer geschichtlichen Situation voll höchster Spannung — die spanische Erbfolgefrage ist noch ungelöst und das Mittelmeer droht zum französischen Binnenmeer zu werden — begibt sich Ludolf nach Konstantinopel. Dort wohnt er beim englischen Geschäftsträger. In Smyrna ist er Gast des holländischen Konsuls. Später erwartet er in Konstantinopel neue Anweisungen aus London, um über Rom nach Paris zu reisen. In Frankreichs Hauptstadt empfängt er neue diplomatische Aufträge. Das alles ist sehr auffällig. Sein Sonderauftrag wird in der Erforschung der neuen Stimmungslage im Orient angesichts der militärischen Siege Österreichs über die Türken und der Annäherung Rußlands an die orientalische Kirche gelegen haben. Vor allem bemüht sich Ludolf unermüdlich um die Aufspürung aller Fäden der französischen Kulturmission im Orient.

Sein protestantisches Gewissen macht Ludolf hellhörig. Als Begleiter des dänischen Gesandten in Holland ist es ihm wie den meisten Einsichtigen deutlich geworden, wie nahe Frankreich seinem Ziele ist, den kontinentalen Protestantismus für eine letzte große Niederlage reif zu machen. Wie ein beängstigender Alptraum wirkt die spanische Thronfolgefrage. Wenn Frankreich diese Erbschaft antritt, ist seine Weltherrschaft nahezu vollendet und der Protestantismus in höchster Gefahr. In Deutschland arbeitet eine Welle fürstlicher Konversionen dieser Rekatholisierung entgegen³⁹.

Wir beobachten, wie Francke sich in dieser Epoche zu der großen Persönlichkeit entwickelt, die in eiserner Entschlossenheit den von dem vorwärtsmarschierenden militanten Katholizismus bedrohten Evangelischen beispringt. Ob es sich um die verfolgten Evangelischen in Schlesien, in Böhmen-Mähren, in Siebenbürgen-Ungarn, in Polen oder in der Pfalz handelt, überall erweist Francke die nötige Hilfestellung. Darum pflegt Francke die Beziehungen zu dem Gesandtschaftspersonal der protestantischen Mächte, vor allem in Wien, weil er so für die Verfolgten intervenieren kann. Den Gesandten protestantischer Staaten vermittelt er pietistische Hausgeistliche und Erzieher und knüpft durch sie die Beziehungen enger. Da Francke pädagogisch und menschlich tüchtige Mitarbeiter stellt, sieht man diesen Dienst nicht ungern⁴⁰.

Das geschieht alles ganz planmäßig und überlegt. Diese Entwicklung hängt offensichtlich mit dem Einfluß zusammen, den Ludolf auf Francke ausübt. In Deutschland wird Brandenburg-Preußen

die protestantische Schutzmacht. In Weltmaßstäben sind es aber die protestantischen Seemächte, die dem mit dem französischen Eroberungsdrang verbündeten militanten Katholizismus Einhalt gebieten. Im Orient schaltet sich jetzt auch die Kirche von England ein. Ludolf lebt mit ihr in engem Kontakt. Ihre höchsten Würdenträger zählt er zu seinen Vertrauten. Diese Kirche ist sich nach den Jahren ihrer Zurückdrängung unter Cromwell und den letzten Stuarts ihrer Sendung als Brückenkirche neu bewußt geworden. Als romfreie Bischofskirche sympathisiert sie mit der russisch-orthodoxen Kirche. Viel beachtet wird der zweistündige offizielle Besuch Peters I. beim Erzbischof von Canterbury im Lambethpalast, wenn er auch erst im Jahre 1718 zustande gekommen ist. Ausdrücklich hat Peter I. gewünscht, an einer Priesterweihe in der erzbischöflichen Kathedrale teilzunehmen. „Der Czar stund die ganze Zeit an den Staketen bey der Communionstafel und gab genau achtung auf alles“, berichtet Ludolf⁴¹.

Die anglikanische Kirche hat in ihren ökumenischen Bemühungen stets die beiden großen Linien von West nach Ost und von Nord nach Süd festgehalten. Die West-Ost-Linie verbindet sie auf der uralten Welthandelsstraße über die Nord- und Ostsee mit Rußland. Läuft doch auch fast der gesamte russische Handel über London. Die zweite Linie von Nord nach Südost stößt auf der jahrtausendalten Handelsstraße über den Orient in den fernen Osten. Hier knüpft die Kirche von England die Verbindung mit den orientalischen Kirchen fester. Zahlreiche orientalische Kirchenfürsten finden bei ihren Kollektentreisen in England Unterstützung. Persönliche Fäden laufen hin und her. Die Handelsstraßen und die ökumenischen Straßen sind die gleichen. Die Einbettung ökumenischer Pläne in handelspolitische Bestrebungen muß klar gesehen werden. Francke und Ludolf sind politisch-hellwach. Wie sollte es bei Ludolf anders sein, der in einer der politischen Metropolen der Welt wohnt? In Francke aber verleugnet sich nicht der Enkel eines regierenden hanseatischen Bürgermeisters und Diplomaten und der Sohn eines fürstlichen Rates aus dem ehemaligen Zentrum ökumenischen Luthertums in Deutschland. Sie wissen um das Hineingewobensein ihres ökumenischen Werkes in weltgeschichtliche Entscheidungen und Entwicklungen. Es ist eine harte Nüchternheit, die sie kennzeichnet.

Nach seiner Orientreise unterbreitet Ludolf in Halle umfassende Pläne. In Italien, dem Verbindungsland zum Orient, sollen in Venedig und Livorno zwei pietistische Stützpunkte angelegt werden. Über diese Stationen sollen unauffällig orientalische Christen, vor

allem Griechen, nach Halle geschleust werden, um hier in einem Collegium orientale in lebendige Verbindung mit einem erneuerten Christentum gebracht zu werden. In Rom knüpft Ludolf mit einem römisch-katholischen Prälaten Bellisomi Verbindungen an. Ausführlich berichtet er über die Zentrale der katholischen Weltmission, über das Collegium de propagando fidei. Ihn interessiert jede Wahrnehmung, um die Schachzüge der katholischen Propaganda schärfer zu erkennen. In Genf hört er von reformierten Plänen, ein Collegium orientale zu gründen. Ähnliche Bestrebungen beobachtet er in Paris⁴².

Setzt ein Wettrennen ein um die orientalischen Kirchen? Äußerlich bieten diese ein armseliges Bild. Der türkische Staat erkaufte sich die Bestätigung der Bischofswahlen durch hohe Geldsummen. Die Kirche bleibt dadurch in ewigen Finanznöten. Soll sich bei einem Wettlauf um die Gunst der griechischen Kirche auch der halle'sche Pietismus beteiligen?

Ludolf und Francke wissen um die starke innere Verbundenheit der russisch-orthodoxen Kirche mit der griechisch-orientalischen. Wer sich innerhalb der russischen Kirche Vertrauen zu erwerben sucht, muß Anerkennung in der griechischen Kirche gefunden haben.

Francke vermag in Konstantinopel vorübergehend einige Sendboten zu stationieren. Scharschmidt, der zuerst in Moskau arbeitet, begibt sich später nach Südostrußland. Hier ist Astrachan das Ausgangstor zu den asiatischen Ländern und Völkern. Die Stadt ist durch eine starke Kolonie indischer Kaufleute zu einem wichtigen Mittelpunkt des internationalen Edelsteinhandels geworden. Vom unteren Wolgagebiet gehen Verbindungswege nach Zentralasien. Diese Straßen werden viel begangen. So empfängt Scharschmidt den unmittelbaren Auftrag, von hier aus Verbindungen mit asiatischen Völkern aufzunehmen. Nichts ist unwichtig. Verkehrswege sollen ausgekundschaftet werden. Persien lockt. Man hofft auf Verbindungen zur armenischen Kirche. Wie Konstantinopel der Ausgangspunkt einer ökumenischen Arbeit im Vorderen Orient werden soll, so Astrachan auf dem Landweg für Asien. Es ist sogar der Versuch unternommen worden, beide Zentralen halle'scher ökumenischer Bemühungen durch einen direkten Postweg zu verbinden. Scharschmidt beginnt in Astrachan nach dem Muster Halles ein Waisenhaus und eine Schule zu errichten. Von hier aus soll eine Tataren- und Kalmückenmission ihren Anfang nehmen. Er kommt freilich nicht recht vorwärts. Denn das untere Wolgagebiet mit seinen vom Zarentum ausgebeuteten zahlreichen heidnischen und mohammedanischen Völkergruppen bleibt ein Unruheherd. Einer

der größeren Volksaufstände vernichtet die kleine deutsche lutherische Gemeinde in Astrachan und damit den natürlichen Rückhalt der halleschen Arbeit.

In Konstantinopel fehlt überhaupt eine deutsche Kolonie. Die pietistischen Sendboten hängen immer irgendwie in der Luft. Sie finden wohl Unterschlupf als Hauslehrer bei holländischen Konsularbeamten. Durch den häufigen Wechsel im diplomatischen Corps ist diese Existenzsicherung aber immerwieder bedroht. Vor allem geht die Stetigkeit der Arbeit verloren.

Hier befindet sich die Kirche von England in einer weit besseren Position. Sie vermag sich in ihren ökumenischen Bemühungen auf die zahlreichen englischen Handelsniederlassungen in den kleinasiatischen Handelsstädten zu stützen. Die kleinen englischen Kolonien sind auch ausreichend mit englischen Kaplänen besetzt worden. Es ergeben sich für die Kirche von England auf diese Weise über die anglikanischen Geistlichen eine Fülle ungezwungener Berührungs- und Gesprächsmöglichkeiten mit einer griechischen Umwelt. Diese natürliche Brücke fehlt den Hallensern. In kluger Einsicht verzichtet Francke daher später auf den Ausbau eines ökumenischen Stützpunktes in Konstantinopel.

Diese ganze Reich-Gottes-Strategie, diese Reich-Gottes-Politik, die wir hier beobachten, besitzt einen merkwürdigen Vorläufer in dem Freiherrn Justinian von Welz. Er gründet im Jahre 1664, mehr als dreißig Jahre vor dem Beginn hallescher ökumenischer Arbeit, eine „Jesusliebende Gesellschaft“. Welz hat den Protestantismus zur Weltmission aufgerufen. In ihm sehen wir einen der wirksamsten Vorkämpfer des Missionsgedankens im 17. Jahrhundert. Mit ganz konkreten Vorschlägen ist er an die Öffentlichkeit getreten. Die protestantischen Fürstenhöfe sollen nach gemeinsamer Absprache je zwei Beobachter (Agenten) in alle Erdteile, an alle bekannten Brennpunkte des Weltverkehrs aussenden⁴³.

Dort haben sie die Möglichkeit einer Missionsarbeit zu sondieren. Sprachliche, religionswissenschaftliche und geographische Vorstudien zählen gleichfalls zu ihrem Aufgabenbereich. Dann sollen sie das Neue Testament und Luthers Kleinen Katechismus in die verschiedenen Landessprachen übersetzen und nicht zuletzt an die „Jesusliebende Sozietät“ regelmäßige Lageberichte einsenden.

Ihr Einsatz soll draußen eine günstige Ausgangsbasis für die nachfolgenden Missionare schaffen, indem sie bereits ein gewisses Vertrauensverhältnis zu der Landesbevölkerung zu gewinnen suchen. Nicht vergessen wird das Anliegen, „daß wir Evangelische trotz der Papisten wüsten, waß in der gantzen welt voringe in Religions-

sachen“. Welz schlägt vor, diese Beobachter in Amsterdam, London, Paris, Konstantinopel, Alexandrien in Ägypten und an zwei oder vier Punkten in Ostindien wie in Westindien zu stationieren. Von diesen Stützpunkten in Afrika, Asien und Amerika schwärmen dann die Missionare aus. An den heimatlichen Universitäten empfangen sie ihre Spezialbildung. Welz tritt lebhaft dafür ein, daß auch Juristen und vor allem Mediziner ausgesandt werden.

Francke muß diesen Welzschen Entwurf gekannt haben. Denn er erneuert in Gemeinschaft mit Ludolf diese Reich-Gottes-Strategie, die Welz als erster ausgesprochen hat. Die Abwandlung des Welzschen Entwurfes ist leicht erkennbar. Die Fürstenhöfe treten zurück. Halle ist das geistige Ausstrahlungszentrum. Was auf den ersten Blick wie eine unruhevolle Vielgeschäftigkeit erscheint, dieses Abtasten des Geländes, dieses Ausschwärmen der Sendboten, gestaltet sich nach einem festen Plan und Willen. Die Verbindungen zu den einzelnen Fürstenhöfen fehlen dabei nicht. Es ist nicht zu bestreiten, daß zeitweilig Konstantinopel wie auch Astrachan wichtige Mittelpunkte eines Nachrichtendienstes geworden sind. England ist brennend an einem Landweg nach Asien interessiert, wenn es auch seinen Ausbau durch Rußland nur mit Unbehagen betrachten würde. Die halleschen Sendboten haben, sei es über Ludolf, sei es über Francke, der englischen und der preußischen Regierung wichtige Vorgänge gemeldet.

Eine weitgespannte ökumenische Tätigkeit ist nicht ohne Zustimmung politischer Stellen aufzubauen, noch dazu in einer Zeit der ausgesprochenen Geheimdiplomatie wie damals.

Es ist selbstverständlich, daß jeder Staat die ökumenische Arbeit seiner Kirche beobachtet und dafür sorgt, daß sie nicht in Widerspruch zu den Lebensinteressen des eigenen Volkes gerät. Wir können es nur eine Meisterleistung Franckes und Ludolfs nennen, daß sie für ihre ökumenische Pionierarbeit an den Nahtstellen der Weltpolitik das volle Vertrauen der betroffenen Regierungen erwerben und behalten. Das gilt für Brandenburg-Preußen, für England und Rußland. Scharschmidt reist zunächst unbehelligt durch ganz Rußland. Spätere Schwierigkeiten sind auf sein persönliches Konto zu rechnen. Dabei vermögen sich Ludolf und Francke mit vollem Erfolg den unbegrenzten Spielraum und die Bewegungsfreiheit zu wahren.

Der Freiherr von Welz hat die Reich-Gottes-Politik durch die protestantischen Fürstenhöfe finanzieren wollen. Es war zuviel, was er ihnen da an Einigkeit und Uneigennützigkeit zugetraut hat. Francke, der seine Schularbeit bewußt von jeder regelmäßigen

staatlichen Finanzbeihilfe freihält, um nicht in eine lähmende Abhängigkeit von Behördenstellen zu geraten, kennt auch für die ökumenische Arbeit keinen anderen Grundsatz.

Um die nötigen Gelder für ein ökumenisches Werk zu erlangen, versucht er im Sinn seiner merkantilistischen Zeit an den gewonnenen ausländischen Stützpunkten Handelsgeschäfte zu treiben. Mit diesem Versuch steht er wirklich nicht allein und ist kein Einzelgänger. Unter den Fürsten seiner Zeit gibt es Bankiers, die es wohl verstehen, ihre Kapitalien gut anzulegen. Sie finanzieren große Fernhandelsunternehmen. Der Wohlfahrtsstaat, der sich damals herausbildet, fördert einen ausgesprochenen Staatskapitalismus. An den meisten Fürstenhöfen denkt man ausgesprochen wirtschaftlich.

Wir besitzen vom Gothaer Hof, in dessen Schatten Francke aufgewachsen ist, sehr ausführliche Rentabilitätstabellen, in der der Nachfolger Ernsts des Frommen seinen Vermögenszuwachs „unter dem augenscheinlichen Segen Gottes“ eigenhändig berechnet. So handelt Francke nicht anders, der in dieser Luft groß geworden ist, als die Fürsten und das geschäftstüchtige Bürgertum.

In seinen Stiftungen wendet er von Anfang an sehr rationelle Methoden an. Sein Ideal sieht er in einer in sich selbst geschlossenen Anstaltsgemeinde, die weithin erzeugt, was sie verzehrt. Sie ist damit nur eine vergrößerte Hauswirtschaft, die damals noch weithin durch die Mitarbeit aller Familienglieder, auch der Kleinkinder, den Eigenbedarf möglichst weitgehend selbst erzeugte. Die Kinderarbeit war einfach eine Selbstverständlichkeit.

Ins Große übetragen ist auch der merkantilistische Staat nichts anderes als ein Riesenhaushalt, der von einem immer größer werdenden Staatsapparat aus unter dem „Landesvater“ reglementiert wird, der auch möglichst viel von dem erzeugt, was er benötigt.

In einer Zeit, in der sich die deutschen Territorialstaaten erst mühsam in den Fernhandel wieder einzuschalten suchen, ist es für Francke zu verlockend, seine Verbindung mit Südrußland und mit dem Orient zu gewinnbringenden Handelsgeschäften zu benutzen. Der brandenburgisch-preußische Staat, der wie jeder andere merkantilistisch gesonnene Staat seine Einnahmen auf jede Weise zu steigern sucht, ist schnell bereit, auch hier Francke, dessen hervorragende Tüchtigkeit den Berliner Amtsstellen nur zu bekannt ist, die nötige Privilegierung zu erteilen.

So hat der von Francke aufgezoogene Großhandel mit Delikateßwaren, die er über den Balkan aus dem Orient bezieht, eine Zeit hindurch Gewinne gebracht, die dem Werk zugeflossen sind. Die-

ser Handel ist aber nicht auf den Namen der Stiftungen getrieben worden, sondern durch Mittelsleute. Die alten Pläne und Rechnungen können noch heute eingesehen werden. Eine Geschäftstüchtigkeit kann man Francke hier nicht abstreiten. Aber man höre auf, Francke etwas anzukreiden, was seine ganze Zeit tut. Denn er ist nicht mit dem Maßstab eines Pfarrers einer Landeskirche von damals zu messen. Durch seine Lebensführung ist er, der Sproß einer großbürgerlichen Familie, auf einen besonderen Posten gestellt worden und seine Familie, die er zu versorgen hat, zählt über tausend Köpfe.

Wir müssen es ihm vielmehr groß anrechnen, daß er sich die wirtschaftlichen Dinge niemals hat über den Kopf wachsen lassen und „Geschäftsmann und Bankdirektor“ nur mit der linken Hand gewesen ist. In dem Großhandel scheint er auch nicht die ihm gemäße Form gewinnbringender Wirtschaftsunternehmungen gesehen zu haben. Denn er experimentiert hier unaufhörlich. Und er ist wohl sehr froh gewesen, als die Großhandelsgeschäfte allmählich abgewickelt werden konnten. Wenn sich freilich günstige Gelegenheiten zu vereinzelt Großhandelsgeschäften boten, hat er sie auch später nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Aber sie wurden zu Gelegenheitsaktionen. Die Eigenerzeugung landwirtschaftlicher Produkte auf Gütern der Stiftungen hat er sofort empfindlich eingeschränkt, als er merkt, daß sie nicht die nötige Ertragshöhe erreicht und von Privathand besser bewirtschaftet werden. Jeder Landpfarrer hat damals recht und schlecht sein Pfarrgut bewirtschaften müssen. Francke aber tut es nicht schlecht, sondern sehr gut und vorbildlich. So verpachtet er die Felder lieber wieder.

Die Zeit wußte aber noch einen anderen Weg, um zu Geld zu gelangen. Die Fürsten suchen Gold zu machen. Am Gothaer Hof werden nach Ernsts des Frommen Tod eifrig alchemistische Künste getrieben. Selbst der Staatsrat Hiob Ludolf wird dabei eingespannt. Er verschafft seinem Fürsten seltene Chemikalien. Bei einem Aufenthalt in London erwirbt sich Ludolf sogar vom Herold des Hosenbandordens eine Geheimrezeptsammlung, die auf Rudolf II. von Habsburg zurückgehen sollte, dessen geheimnisvollen alchemistischen Künste im Prager Schloß nicht vergessen worden waren⁴⁴.

Die Alchimisten haben immer gehofft, bis in die Tiefen des Daseins vorstoßen zu können, um den Urstoff, den Stein der Weisen, die letzte Lebenssubstanz zu finden. Paracelsischer Einfluß ist überall spürbar. Wie das Fürstenhaus in Gotha, so besitzt auch Francke Abschriften alter Paracelsus-Manuskripte. Wir wissen nicht mehr,

auf welchem Weg er sie sich verschafft hat. In Christian Friedrich Richter findet Francke einen jungen Mediziner, der ein Laboratorium einrichtet. Hier entwickelt er in aller Ruhe und Verborgenheit, Francke finanziert alles, jene geheimnisvollen Tinkturen, zahlreiche Arcana wie die *Essentia dulcis*, denen man sehr bald wunderbare Wirkungen bei den verschiedensten Erkrankungen zugeschrieben hat, Francke bemüht sich eifrig, auch aus London einen Laboranten, der die englische Geheimmedikamenten-Herstellung beherrscht, nach Halle zu ziehen⁴⁵.

Es ist der Nachhall alchimistischer Vorstellungen, aber schon ins Rationale und Nützliche gewendet. Die Arzneien, welche die Waisenhausapotheke, eine Gründung Franckes, hergestellt hat, sind wirklich gut gewesen. Mit ihnen wird, durch eine kluge Propaganda unterstützt, zugleich für eine naturgemäßere Medizin geworben. Die Arznei aus der Waisenhausapotheke hat in der ganzen Welt große Verbreitung gefunden. Nach Amerika, nach Afrika, nach Indien, nach Kleinasien, nach England, nach Dänemark, überall hin, wo hallesche Freunde sitzen, gehen auch die halleschen Apothekensendungen. Der Zarenhof in Moskau, aber auch andere Fürstenhöfe haben die sorgfältig zusammengestellten Haus-, Reise- und Feldapotheken, die hier neuartig entwickelt werden, gern angenommen. Die geschickt weitergegebenen Nachrichten über Heilerfolge verbreitern den Absatz und schaffen immer neue begeisterte Freunde, die von vornherein diesen Medikamenten ein großes Vertrauen entgegenbringen, was ihre Wirksamkeit erhöht⁴⁶.

Der Warengroßhandel hört schließlich auf. Aus der Waisenhausapotheke erwachsen Francke immer höhere Überschüsse. Unter seinem Sohn erreichen sie in einem Jahr sogar die steile Höhe von bald 100000 Mark. So ist der Medikamentenhandel bald das beste Mittel in der Finanzierungspolitik der Reich-Gottes-Unternehmungen. Zudem schaffen die von einem Wundernimbus umgebenen Arzneien eine immer größer werdende Vertrauensatmosphäre für das ganze hallesche Werk.

Neben der Waisenhausapotheke wächst Francke in seinem Waisenhaus-Verlag, den er wie die Apotheke zuerst mit geliehenen Geldern aufbaut, ein zweites gewinnbringendes Geschäftsunternehmen zu. Um die Ertragsfähigkeit des Verlages aufs höchste zu steigern, kauft Francke später die Kröllwitzer Papierfabrik. Er hat nun die benötigten Papiermengen jederzeit greifbar. So werden tatsächlich Papiererzeugnis, Druck, Verlag und Vertrieb bis hin zum Detailbuchverkauf in einem Unternehmen zusammengefaßt. Hier zeigt sich schon die vertikale Konzentration der modernen kapitalisti-

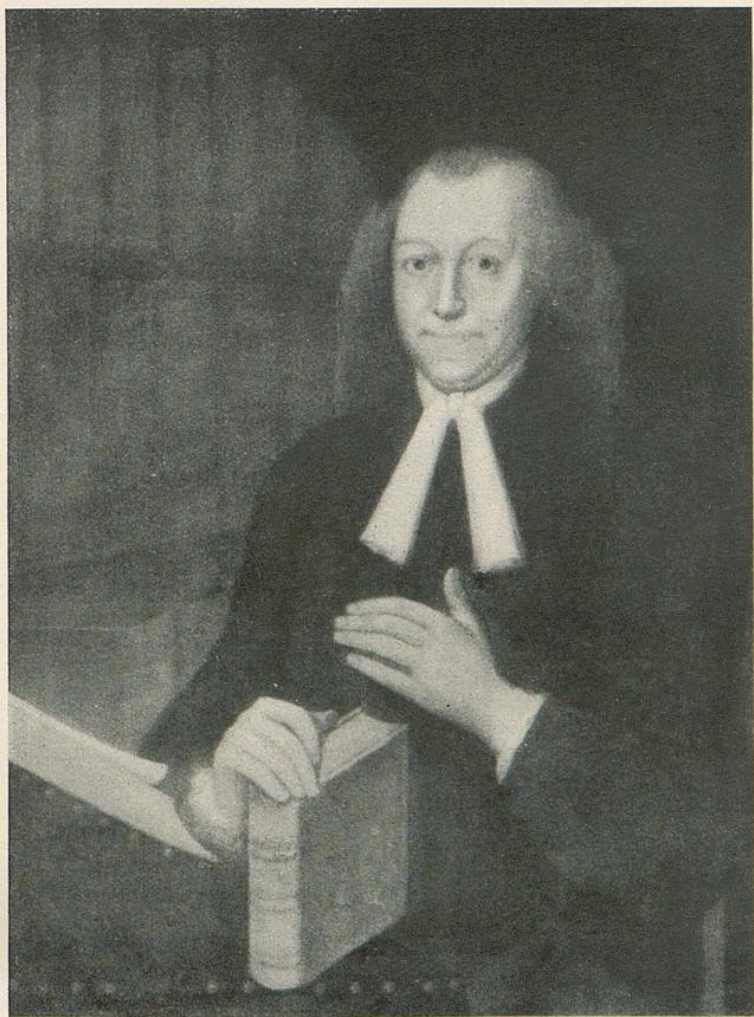
schen Wirtschaft, die auch die sogenannte Zubringerindustrie in der einen Großfirma vereinigt.

Entscheidend aber ist bei Francke, und daran haben wir uns zu halten, daß er den finanzkräftigen Waisenhaus-Verlag und seine Buchhandlung, die sich um „bestsellers“ durchaus bemüht, ebenfalls in den Dienst des ökumenischen Gedankens stellt. Der Verlag vermag auf Vorrat zu drucken. Die reiche Übersetzungstätigkeit Halles, die halleschen fremdsprachigen Bibeldrucke, oft reine Zuschußobjekte, können auf diese Weise vom Verlag finanziert werden⁴⁷.

Daß beide wirtschaftliche Unternehmungen große und steigende Gewinne abwerfen, erklärt sich nicht zuletzt auch aus der hervorragenden Tüchtigkeit und Uneigennützigkeit ihrer Geschäftsführer, die bescheidener und anspruchsloser als alle ihre Mitarbeiter leben. Der Leiter der Verlagsanstalt, der Theologe Elers, nimmt für sich weniger Lohn in Anspruch, als der jüngste Buchdrucker empfängt. Und dem frommen Arzt Christian Friedrich Richter, dem Liederdichter, geht es darum, den Menschen in ihrem Krankheitselend zu helfen. Auf Paracelsischen Grundanschauungen fußend, gelingt es ihm, wirklich wertvolle Medikamente zu entwickeln. Er ist auch der Verfasser der ersten deutschen medizinischen Volksschrift, die achtzehn Auflagen erlebt⁴⁸.

Es liegt auf der Hand, daß nur aus genauer Kenntnis all dieser Zusammenhänge Francke und Ludolf wirklich gerecht beurteilt werden können. Francke entläßt keinen Studenten, ohne ihn zu bitten, ihm aus seinem neuen Lebenskreis laufend Nachrichten und Berichte zukommen zu lassen. Ludolf ist immer irgendwie unterwegs. Bereitwillig geben beide Persönlichkeiten wahrscheinlich Nachrichten und Auskünfte, die sie in großer Planmäßigkeit aus der ganzen Welt sammeln, an Diplomaten der Mächte Rußland, England und Brandenburg-Preußen weiter. Francke besitzt ein so vorzüglich ausgebautes Nachrichtennetz, daß es ihn später mühelos in die Lage versetzt, die erste Zeitung innerhalb des brandenburgisch-preußischen Staates zu gründen, die er als ein selbständiges Unternehmen von den Stiftungen trennt.

Ein Blick in die alten Geheimarchive dieser Zeit lehrt uns, wie an den politischen Machtzentralen für neue Ideen geworben worden ist. Man übergibt Entwürfe, sogenannte Projekte, und unterbaut sie durch vertrauliche Nachrichten, „Zeitungen“ genannt. Sie werden als Belegmaterial gesammelt und eingegeben. So hat schon Lazarus von Schwendi, der kaiserliche Rat Ferdinands I. und Maximilians II., „vertrauliche Nachrichten“, „Zeitungen“, nicht



Heinrich Julius Elers,
der Gründer des Waisenhausverlages



Dr. Christian Friedrich Richter,
praktischer Arzt und Leiter der Waisenhausapotheke

nur an seine kaiserlichen Herren, sondern auch an Philipp II. von Spanien, an Wilhelm von Oranien, an Kurfürst August von Sachsen, an Albrecht von Bayern und an die Pfälzer gegeben und nirgends Mißtrauen geerntet, obwohl diese Fürsten oft widereinanderstanden. Lazarus von Schwendi diente damit einer großen Idee, der er sein Leben verschrieben hatte. Das hat die Welt damals gewußt⁴⁹.

Was man ihm und später Leibniz zubilligt, daß alle die vielfältigen Bemühungen in den verschiedenen Hauptstädten einem großen Gedanken untergeordnet sind, muß man hier auch Francke und Ludolf zugestehen⁵⁰. Wie Leibniz der großen Leitidee der Völkerharmonie zeit seines Lebens treu geblieben ist, so auch Francke seinen Zielen.

Die Anpassung an politische Interessen und eine gegenseitige Unterstützung staatlicher und pietistischer Belange bedrohen nicht die innere Einheit ihrer Persönlichkeit. Sie beweisen vielmehr nur die Stärke und die innere Spannungsweite ihres Sendungsbewußtseins in einer Welt, in der die Völker durch den intensiv einsetzenden Weltverkehr und im Zeichen des Kolonialimperialismus einander immer näherrücken.

Die Theorie der Ökumenik haben beide Männer unter dem maßgebenden Einfluß philadelphischer Ideen gemeinsam entwickelt. In der gegenseitigen Annäherung der Konfessionen werden alle dogmatischen Auseinandersetzungen grundsätzlich vermieden. Die Lehrauffassung jeder Konfessionskirche bleibt ungekränkt. Der einzelne Christ hat in seiner Kirche seine Aufgabe von Gott zugewiesen erhalten und in ihr zu bleiben.

Im Sinn eines Erweckungschristentums aber soll der einzelne Christ, in welcher Kirche er sich auch befinden mag, zur Opferbereitschaft, zur Zeugenfreudigkeit, zur Bruderschaft erweckt werden, die sich in einer neuen sozialen Haltung auswirkt. Im lebendigen Umgang mit Gott im Gebet, im Gehorsam gegenüber der Schrift, in der Gemeinschaft mit einem Erweckungschristentum in allen Konfessionen, in einem Glaubensheroismus, der mit Gott alles wagt und zu einer sprühenden Aktivität führt, liegen die Wurzeln einer neuen „Christlichkeit“.

Mit diesen Frömmigkeitskräften sollen alle Kirchen durchdrungen werden, soll eine Generalreformation des Christentums und der Welt beginnen. Das ist die christliche Vorformung oder Umformung der Zeitstimmung, die eine ethizistisch-unionistisch-kosmopolitische Stromrichtung aufweist.

Mit Spekulationen über eine Superkirche, eine Weltkirche, wie sie

Rom darstellt, belasten sich beide Männer nicht. Es geht ihnen, dem praktischen Zug der ganzen Zeit entsprechend, um greifbare Ziele. Das Zeitwort: Harmonie in der Mannigfaltigkeit spiegelt letzte Überzeugungen des Jahrhunderts wider, gewonnen in den leidvollen Erfahrungen der Religionskriege.

Offen haben diese Männer ihre ökumenischen Zielsetzungen nur im persönlichen Verkehr und in ihrem Briefwechsel ausgesprochen. Vor allem der Londoner Geheimrat ist sehr vorsichtig. Dringend bittet er fast in jedem Brief seinen Freund in Halle, alle Pläne und Erörterungen geheimzuhalten. Tatsächlich hat sich Halle die von Ludolf schon in seinem ersten Brief ausgesprochene Forderung nach einer geräuschlosen ökumenischen Arbeit, die sich schweigend vollzieht, völlig zu eigen gemacht.

Francke ist sehr wendig. Er richtet sich nach der jeweiligen missionarischen Situation. Von seinen halleschen Stiftungen erzählt er unermüdlich, von dem Wunder eines Werkes, das mit 4 Talern und 16 Groschen sich ins Große entwickelt. Man hat ihm Reklamesucht vorgeworfen. Und doch erstrebt Francke nichts anderes, als einer Zeit, die schon recht skeptisch ist und alles auf das Experiment und die Erfahrung zu gründen sucht, das Glaubensexperiment zu zeigen. Wer mit dem Gottvertrauen experimentiert in letzter Entschlossenheit, wird Erfahrungen machen. Wir können heute kaum ermessen, wie ungeheuer stark das Glaubenszeugnis aus Halle von den „Fußstapfen des noch lebenden Gottes“ damals über Deutschland hinaus gewirkt hat. Ungezählten hat es wieder Mut gemacht, ein Leben mit Gott zu wagen⁵¹.

Die ökumenische Arbeit dagegen, die viel Mißtrauen aufzuräumen hat, vollzieht sich sehr still. Die große Kargheit Franckes in seinen Äußerungen über ökumenische Fragen und Ziele ist von hier aus verständlich. Wer nur Franckes Druckschriften kennt, begegnet hier kaum ökumenischen Gedanken und Zielsetzungen. Halle kultiviert eine ausgesprochen „ökumenische Geheimtheologie“, die nur zwischen den engsten Mitarbeitern besprochen wird. Die Geheimnistuerei wird auch theologisch begründet. Für den Pietismus ist der bisher in die orthodoxen Lehrsysteme eingespannte Gottesbegriff wieder unheimlich lebendig geworden. Gott ist selbst auf den Erdboden getreten. Eine außergewöhnliche Zeit ist gekommen. Der Geist Gottes weht. Totengebein wird lebendig. Der ganze Vorstellungsglaube des Pietismus mit seinem magischen Hintergrund, der aber seine Arbeitswütigkeit und seinen Aktivismus steigert, ist durch diesen dynamischen Gottesbegriff bestimmt. Bei Francke ist das Bewußtsein der ständigen Gegenwart Gottes ein Grunderlebnis

seiner Frömmigkeit, das ihm unverlierbar sein ganzes Leben hindurch lebendig bleibt.

Wo aber Gott am Werk ist, dort schläft auch der Satan nicht.

Ganz kindlich-fromm und einfältig wird davon gesprochen, den Teufel nicht durch viel Reden munter zu machen. Der Lebendigkeit und Eindringlichkeit der Gottesvorstellung entspricht die Satansvorstellung. Kennzeichnend ist eine Äußerung Speners: „Im übrigen ist die Erinnerung Hrn. Ludolffen sehr nützlich, nicht viel davon verlauten zu laßen, damit nicht der teuffel einige unruhe vorher, ehe es dahin käme, erweckte, welche ... den Eingang schwächer macht⁵².“

Die Aufmerksamkeit wird naturgemäß zuerst auf geographisch näherliegende Gebiete, auf den Osten und Südosten, gelenkt. Jede Beschäftigung mit der weiten Völkerwelt Asiens und Afrikas, die sich jetzt in das Wachbewußtsein Europas einschiebt, kann nicht die vorgelagerten Brückenköpfe unbeachtet lassen. Von Rußland verlängern sich die Linien nach China, vom Morgenland über Persien nach Indien und vom christlichen Abessinien nach Afrika hinein. Greift der Arm der russisch-orthodoxen Kirche bis an die Grenzen Sibiriens und Chinas, so der Arm der morgenländischen Kirche mit den christlichen Kopten und Äthiopiern in den schwarzen Erdteil. Zwangsläufig müssen die ersten ökumenischen Pläne hier im Spannungsfeld der europäischen Politik zuerst wachwerden. Der Vorsehungsglaube, der angestrengt auf die Zeichen der Zeit achtet, schärft dieses Denken und wirkt sich mit emotionaler Gewalt aus.

Ludolf weckt Franckes ökumenisches Interesse an England. Hier ist eine religiös lebendige und einflußreiche Gruppe anglikanischer Würdenträger mit den gleichen ökumenischen Interessen um die orthodoxen Kirchen im Osten und Südosten bemüht. Das Blickfeld rundet sich nach allen Seiten. Francke aber wartet auf einen Ruf aus England, ohne den er nichts unternimmt.

In Halle jedoch als kontinentalem Mittelpunkt einer Erweckungsbewegung entfaltet sich eine Reich-Gottes-Politik, eine ökumenische Strategie, entsteht ein „Reich-Gottes-Fiskalismus“, der in diesem Dienst entwickelt wird. Ist das nicht alles schon zwei Jahrhunderte zuvor in ähnlichen Formen in Genf unter dem großen Calvin lebendig gewesen?

3. Die Begegnung zwischen Francke und Leibniz und die Aussprache über China

Auf der Frühjahrsmesse des Jahres 1697 taucht ein kleines Bändchen aus der Feder Leibnizens auf, das den seltsamen Titel „Novissima Sinica“ trägt. Schon die Aufschrift reizt. Denn für China interessiert sich die breite Öffentlichkeit Europas. Man kann geradezu von einer China-Begeisterung sprechen. Von China zu reden ist Mode geworden. Überall begehrt man chinesisches Porzellan, chinesische Tapeten werden eingeführt. Chinesische Lackarbeiten erregen das Entzücken der Kenner. In den Parks sieht man chinesische Teehäuschen und Tempelchen. Chinesische Ziermuster dringen in die europäischen Schmuckformen ein, beherrschen die Innenarchitektur, die Möbel-, die Web- und die Porzellankunst. Weithin gefällt man sich in einem Spielen und Tändeln mit fremden Formen, das im Rokoko völlig durchbricht. Aber es fehlt jeder Ernst. Was Leibniz in seiner Schrift der Öffentlichkeit vorlegt, sind recht ernste und aufregende Gedanken über China. Er fordert die Aufnahme einer protestantischen Mission in China, eine *propagatio fidei per scientias*. An eine solche Notwendigkeit oder Möglichkeit hat man im protestantischen Europa noch gar nicht gedacht. Leibniz macht diese Missionspflicht ganz dringlich. Er weist auf die ganz einzigartige Führung der Vorsehung hin, daß sich jetzt zwei Hochformen menschlicher Kultur, die europäische und die chinesische, anschicken, einander zum ersten Mal in der Geschichte zu begegnen⁵³.

Vor dem erstaunten Auge der Europäer zeigt das Volk der Mitte eine solche Feinheit der Bildung und eine solche Reife an sittlicher Kultur, daß sich Europa mit seiner allgemeinen Sittenverderbnis schämen muß. Sollten nicht vielleicht Chinesen sich als sittliche Lehrer uns heilsam und notwendig erweisen? Überraschenderweise aber zeigt das große der europäischen Kultur ebenbürtige Reich des fernen Ostens einen solchen elementaren Hunger nach europäischem Bildungsgut, daß man sich nicht genug darüber freuen kann. Wenn gar noch durch das Verdienst der jesuitischen Missionare der geniale chinesische Kaiser Kanghi (1662—1722) ein Toleranzedikt herausgegeben hat, das am 22. März 1692 feierlich verkündigt worden ist und dem Christentum in China freie Entfaltungsmöglichkeit einräumt, bleibt nichts anderes übrig, als diese Schickung Gottes zu bewundern. Das ist in freier Anlehnung an den lateinischen Text der Inhalt.

Nun ist auch Rußland erwacht. Durch Peter I. öffnet es sich der

westlichen Welt. Sein Bildungswille sucht sich die ganze Breite westeuropäischen Wissens anzueignen und sich seiner Geistigkeit aufzuschließen. Soll man für die großen Möglichkeiten blind bleiben, die sich hier ergeben? Die geschichtliche Stunde muß ausgenutzt werden. Das beschämende Beispiel der eifrigen jesuitischen Chinamissionare soll den Protestantismus aus seiner Trägheit aufschrecken und zu einer umfassenden humanitären Missionstätigkeit in China anspornen. Die Zugangsmöglichkeiten nach China werden sich bald bessern. Es ist zu erwarten, daß Rußland den Durchzug gestattet. Durch eine Bildungsmission, die von der akademischen Elite getragen wird, soll der Protestantismus China, dem Europa des Ostens, seine heiligsten Güter anbieten und eine *propagatio fidei per scientias* treiben. Als Hochziel steht vor Leibniz der Gedanke einer Harmonie der Hochkulturen des Westens und des fernen Ostens.

Die hier kurz skizzierten Gedanken haben in Europa wie eine Sensation gewirkt. Binnen Jahresfrist ist das lateinisch geschriebene Büchlein in einer neuen unveränderten Auflage wieder erschienen. Es hat nicht nur in Deutschland, sondern vor allem auch in England interessierte Leser gefunden. Zustimmung findet es in vielen Kreisen. Aber dabei bleibt es. Mehr geschieht im Protestantismus nicht⁵⁴.

Nur einen Mann bestärkt es in seiner Überzeugung, sich auf dem richtigen Weg zu befinden. Am 9. Juli 1697 setzt sich August Hermann Francke hin, um in begeistert hinströmenden Worten Leibniz, der ihm dies Büchlein persönlich zugesandt hat, für diesen Aufruf zu danken. Diese Schrift bedeute angesichts des missionsunlustigen Protestantismus eine Großtat. Bei Francke geht einfach die Freude durch, daß eine Persönlichkeit von europäischem Ansehen wie Leibniz sich mit ökumenischen und missionarischen Gedanken beschäftigt.

Francke läßt dieses Dankeschreiben durch seinen vertrauten Mitarbeiter Neubauer, dem er eine besondere Geschicklichkeit zutraut, persönlich bei Leibniz in Hannover überreichen. Eine solche Sondermission ist auffällig. Im Brief deutet Francke an, daß der Bote über die schon erfolgten Bemühungen Halles in der Rußlandarbeit Bericht erstatten wird. Francke versucht von Anfang nichts anderes, als den großen Gelehrten in seine mit Ludolf schon entwickelten Pläne hineinzuziehen.

Francke ist sehr geschickt. Neubauer überreicht die „Historischen Nachrichten, wie sie zur Verpflegung der Armen und Erziehung der Jugend in Glaucha zu Halle gemachten Anstalten veranlassen“.

Während Leibniz mit dem Gedanken umgeht, Sozietäten der Wissenschaften, Gelehrtenrepubliken, zu gründen, macht ihn hier Francke auf seine Schularbeit aufmerksam. Hier werden die Männer herangebildet, die zu den großen Aufgaben befähigt sind, die Leibniz vor sich sieht. In Halle schafft sich Gott das Instrument, mit dem sich alle diese Pläne verwirklichen lassen.

Leibniz, der die Gabe besitzt, „sich augenblicklich in den anderen zu versetzen“, stimmt in seinem Antwortschreiben der Schularbeit Franckes zu. Er drängt später Francke, Schulen nach Halles Art bei den Russen einzurichten, „was der Anfang sein könnte, den Unsrigen den Zugang zu den Chinesen zu verschaffen“. Leibniz fordert die Errichtung der halleschen Schulpyramide in allen europäischen Zentren, in London, in Berlin, in Kopenhagen, in Stockholm, in Moskau, in allen bedeutenden Städten. Er schreibt an Ludolf: „Die Arbeiten, die Francke unternommen hat, finden meinen Beifall.“

So ganz überraschend ist diese Zustimmung bei Leibniz nicht. Schon in der ersten pädagogischen Schrift, die Leibniz 1667 für den Kurfürsten von Mainz aufsetzt, zeigt sich eine erstaunliche Nähe zu dem Schulprogramm Franckes in der Betonung der Muttersprache wie der modernen Sprachen, der Realfächer und der Handfertigkeit. Beide Persönlichkeiten erstreben eine geschlossene Anstaltserziehung, die die Kinder erziehungs- und erlebnismäßig völlig vom Elternhaus trennt. Es sind bei Leibniz und bei Francke die alten Anliegen des Humanismus des 16. Jahrhunderts, die sich wieder Geltung verschaffen. Die Betonung der Muttersprache, die ganze Sprachbegeisterung, die Hinwendung zur realen Welt und ihrer rationalen Durchdringung, der Wille zur Aktivität sind zuerst in der Renaissance mächtig geworden und waren nur im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation verdeckt und zurückgeschoben⁵⁵.

Es liegt eine Tragik über dem Briefwechsel zwischen Francke und Leibniz. Francke hat nur den Ausbau der Rußlandbeziehungen im Sinn, wobei ihn Leibniz nicht wesentlich unterstützen kann, obwohl sich der große Philosoph redlich bemüht. Leibniz aber hofft in Francke die Persönlichkeit gefunden zu haben, die seine China-Pläne in die Tat umzusetzen versteht und durch sein Beispiel den Gesamtprotestantismus zum Missionswerk anfeuert.

Darum drängt Leibniz zu einer persönlichen Aussprache und schlägt Braunschweig als Treffpunkt vor. Francke aber weicht aus. So schleppt sich der Briefwechsel zwei Jahre hindurch fort, bis Leibniz anfängt, ungeduldig zu werden. Von Hiob Ludolf erfährt er

von der Orientreise des Londoner Geheimrates Ludolf. Inzwischen ist aus Wien die Nachricht eingetroffen, daß der Zar bei seinem Aufenthalt in der Stadt an der Donau auf die Bitte des Kaisers hin den jesuitischen Missionaren die Durchreise durch Rußland nach China gestattet hat⁵⁶.

In einem Brief vom 6. April 1699 wird Leibniz bitter: „Während wir überlegen, handeln jene, wobei noch in Betracht kommt, daß bei uns privaten Bemühungen überlassen bleibt, was bei jenen öffentliche Unterstützung findet.“ Und nun versagen nach Leibnizens Urteil in dieser Situation noch die wenigen, die wie der Londoner Ludolf die große Aufgabe klar erkennen, indem sie sich zersplittern.

Francke läßt wohl mit Bedacht volle vier Monate vergehen, bis er den temperamentvollen Brief Leibnizens beantwortet. Er nimmt darin nicht nur Ludolf in Schutz. Er bekennt sich auch in großer Entschiedenheit zu dessen Orientplänen. Für Francke ist er „ein außerordentliches Werkzeug Gottes, von dem er Außerordentliches für die Kirche erhofft“. Aber dann schlägt Francke im Schlußsatz einen versöhnlichen Ton an und versichert, daß er die Leibnizschen Pläne in Rußland und China nicht aus den Augen läßt: „Sei es doch überhaupt von hoher Bedeutung, ein auf einer niederen Kulturstufe stehendes Volk vorerst für die Wissenschaft und dann auf diesem Weg behutsam zur christlichen Kultur zu locken, um den Weg zur Verbreitung der evangelischen Wahrheit unter den Chinesen zu bereiten.“

Der Hallenser vermag sich nicht einseitig auf die Linie Rußland — China festzulegen. Die geschichtliche Entwicklung hat dem Zögern und Wägen Franckes gegenüber dem Drängen und Eilen bei Leibniz in den China-Plänen recht gegeben. In China erfolgt 1722 nach einem Thronwechsel die Aufhebung des Toleranzediktes. Die blühende Jesuitenmission ist vernichtet. Für Missionsversuche schlägt das Tor zum Reich der Mitte vernehmlich zu⁵⁷.

Und doch ruhen die konkret formulierten Missionsgedanken, die Leibniz in seiner *Novissima Sinica* vorgelegt hat, in Franckes Herzen. Der Briefwechsel zwischen Leibniz und Francke über das China-Thema schläft ein. Man hat sich alles gesagt, was zu sagen ist. Eine innere Entfremdung zwischen beiden Persönlichkeiten ist nicht eingetreten. Denn bald nach der Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften wird Francke durch den großen Philosophen zum auswärtigen Mitglied der Sozietät berufen.

Es ist noch aufzuweisen, was Leibniz und Francke einander so nahe kommen läßt. Wenn es bei dem Fehlen einer großen zusammen-

fassenden Monographie über Leibniz noch nicht möglich ist, seine tragenden Gedanken ohne eine billige Simplifizierung so deutlich zu machen, daß wir bereits zu einem geschlossenen Gesamturteil gelangen können, so liegt doch in einer vorsichtigen Formulierung des Leibnizschen Lebensethos als eines irdischen Bauens an der civitas Dei die Richtung, in der wir die innere Einheit seines genialen Schaffens zu erfüllen beginnen⁵⁸.

Bereits Adolf von Harnack hat in der meisterlichen Darstellung der Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften ein Leibnizbild gestaltet, das bei aller Behutsamkeit und unübertroffenen Feinheit der Zeichnung ein Profil erkennen läßt, dessen innerstes Anliegen ein ehrfurchtsvolles Bemühen um die gehorsame Einstimmung der irdischen Schöpfung in den Harmoniewillen des Schöpfers ist, Leibniz ringe um die große Harmonie, die sich zur Anbetung Gottes steigert. Denn für ihn sei Gott der Schöpfer eines Kosmos, einer sinnvollen und wunderbaren Ordnung.

Es ist die Konzeption des jungen Leibniz, der er aber treu geblieben ist und die durch seine zahllosen Projekte immer wieder hindurchschimmert. Leibniz hat auf eine Vereinigung der Religionen als unerläßliche Voraussetzung auf dem Weg zu einer Gesamtharmonie gedrängt. Aus einem tiefen Frömmigkeitsernst heraus erstrebt er eine Union zwischen dem Protestantismus und dem Katholizismus, nachdem zuvor durch innere Angleichung die Unterschiede zwischen Luthertum und Calvinismus wesenlos geworden sind. Er traut dabei dem Protestantismus die Kraft zur ständigen Selbstreinigung der geeinten christlichen Religion zu. Durch die Weltmission der Christenheit sollen die Fremdreligionen in die große Harmonie gemeinsamer Anbetung des Schöpfers hineingezogen werden. Religion, Wissenschaft und Kunst, zur Ehre Gottes zusammenwirkend, führen eine neue Zeit herauf. Die Sammlung aller Gelehrten und Forscher, um in die Natur einzudringen, die Zusammenführung aller Völker zu einem friedlichen wissenschaftlichen, künstlerischen und wirtschaftlichen Wettbewerb, die Zuführung der heidnischen Länder zum Christentum sollen nicht nur neue Kriege verhindern, sondern die Glückseligkeit des Menschengeschlechts herbeiführen. Diesem Ziel sind die Pläne gewidmet, die Leibniz in großer Fruchtbarkeit, oft hart am Rande des nur Phantasiervollen und der politischen Naivität, entwickelt⁵⁹.

Unverkennbar schillert sein Gottesbegriff ins Unpersönliche hinüber. Er deckt sich fast mit dem Wort Harmonie. Harmonie aber bedeutet für Leibniz eine unermessliche Fülle lebendiger individueller Formen, die jedoch einer schöpferischen und fruchtbaren

Einheit zustreben, die keine seelen- und geistlose Vereinheitlichung, sondern einen Zusammenklang der unendlichen Mannigfaltigkeit in einer prästabilisierten Ordnung bedeutet.

Auf dem Weg zur Gestaltung dieser Harmonien erwartet Leibniz nichts von dem bisherigen Universitätsbetrieb, der ihm völlig verzapft erscheint. Seine Sozietätspläne sind Kampfansagen an die Universitäten, die im scholastischen Wissenschaftsbetrieb erstarrt sind.

Auch auf den Volkswillen baut der Philosoph nicht. Die Völker sind in ihrer Willensbildung noch unreif und in einem kindlichen Entwicklungszustand. Leibniz erhofft sich alles von hervorragenden Herrschern. Unermüdlich sucht er Verbindungen mit den Fürstenhäusern und begrüßt Staatsoberhäupter wie Peter I. oder den chinesischen Kaiser als Wegbahner einer neu herausziehenden Welt der Glückseligkeit mit der ganzen Inbrunst eines kosmopolitisch eingestellten frühauflärerischen Menschen⁶⁰.

Dieser Versuch, die tiefsten Anliegen bei Leibniz zu skizzieren, läßt noch manche Frage offen. Es ist schwer möglich, die ganze Problematik, die dabei aufbricht, einzubeziehen. Aber dieser Versuch führt — und das ist hier wichtig — zu einem überraschenden Verständnis Franckescher Gedanken, die man bisher glaubte verlegen zur Seite schieben zu müssen.

Es geht auch bei August Hermann Francke um das irdische Bauen der civitas Dei wie bei Leibniz. Man vergleiche nur die verschiedenen Leibnizschen Projekte, die der Gründung der Akademie der Wissenschaften in Berlin vorausseilen, mit den beiden größten Projekten, die wir von Francke besitzen. Bei Franckes „Projekt zu einem Seminario universali oder Anlegung eines Pflanzgartens, in welchem man eine reale Verbesserung in allen Ständen in und außerhalb Deutschlands, ja in Europa und in allen übrigen Teilen der Welt zu erwarten“ (1701) hat, wird schon in dem langatmigen Titel eine Weite sichtbar, eine Größe der Konzeption, die der Kühnheit der Leibnizschen Entwürfe kaum nachsteht.

Sofort wird aber auch ein Unterschied deutlich. Bei Leibniz konzentrieren sich alle weltreformerischen Pläne auf die Gründung von Gelehrten-Akademien. Der Akademie-Gedanke steht im Mittelpunkt. Leibniz will alle Gelehrten und Forscher in einer übernationalen Gelehrtenrepublik sammeln. Wer bereits einen Namen besitzt und der alten scholastischen Methode, die mit Begriffen statt mit den Realien arbeitet, den Rücken zugekehrt hat, gehört in die neuen Forschungsgemeinschaften. Das höchste Ideal, dem Leibniz zustrebt, liegt in dieser Gründung von Akademien. Sie

sollen den neuen Fürsten, die ihre Völker dem Fortschritt, der kulturellen Blüte wie dem Wohlstand zuzuführen trachten, als beste Ratgeber zur Seite stehen. Hier kann diesen Monarchen, die die großen Baupläne und repräsentativen Hoffnungen der Zeit zu erfüllen suchen, die Hilfe zuwachsen, der Welt die Glückseligkeit, die Harmonie zu bringen.

Diese Leibnizschen Leitideen zeigen eine starke Verwandtschaft mit den Gedankenkreisen der Staatsutopien des 16. Jahrhunderts. In diesen Träumen von dem besten Staat bilden Kollegien, die durch wahre Philosophen geführt werden, die oberste Spitze des neuen Staatswesens. Der ganze Staat aber wird durch die Gesinnung aller Bürger getragen, die auf Bildung und Forschung zielt. In diesen Staatsromanen zeigt sich eine neue Wissenschaftsgesinnung. Die führenden Männer sind Empiriker und als Empiriker Techniker und als Techniker zugleich Weltverbesserer. Es ist ein neues Aktivitätsgefühl. Eine Lebensstimmung kündigt sich an, die weithin von einer großen Verstandeshelle erfüllt wird. Der Glaube an die unbegrenzte Macht der Erziehung steigt auf. Der alte Bildungsenthusiasmus des kontinentalen Humanismus regt sich wieder. Wir beobachten den erregenden Prozeß, daß der humanistische Vernunftbegriff, der durch die Wucht der Reformationszeit und ihrer religiösen Gedanken eine Zeit hindurch wie unter einer Decke gelegen hat, wieder hervorbricht. Der Vernunft wird nicht nur eine erkenntniskritische Funktion zugeschrieben. Sie hat zugleich einen eminent ethischen Charakter. Sie allein ist imstande, den Menschen zu jener Existenzerhellung und -meisterung zu führen, nach der inmitten zerrissener religiöser Fronten die Sehnsucht der Zeit greift. Um Leibniz und Francke zu verstehen, muß man diese neue Überzeugung kennen, daß der sittigenden Vernunft gelingt, ein ideales Zusammenleben in Freiheit aufzubauen, wenn die natürlichen Triebe der Menschen nur vernünftig geleitet werden⁶¹.

Wenn bei August Hermann Francke an die Stelle des Akademie-Gedankens der Seminar-Gedanke tritt, steht dieser den Utopien des 16. Jahrhunderts noch näher als Leibniz! Die Leibnizschen Projekte setzen bei der Spitze der Bildungspyramide ein, Francke baut von unten auf. In seinem „Großen Aufsatz“ (1704) hat sich der Professor in Halle ausdrücklich zu Johann Valentin Andreaes Staatsutopie „Christianopolis“ bekannt⁶². Denn dieser von Andreae entwickelte neue Staat ist eine ungeheuerere Anstalt zur Erforschung der Natur. Die Bewohner der Christenstadt haben vor allem naturwissenschaftliche Interessen. Die Mauern in der Christenstadt sind Bilderwände, an denen in kunstvollen Darstellungen sämtliche

Himmelsvorgänge, aber auch die unendliche Fülle der Natur in den Ländern der Erde anschaulich gezeigt werden. Überall auf den Straßen befinden sich Bilder und Statuen der berühmten Männer, die deren Taten der Nachwelt preisen, um die Jugend mit hoher Begeisterung zu erfüllen.

Entscheidender ist das von Andreae entwickelte Schulsystem. Es ist eine folgerichtig aufgebaute Bildungspyramide, wie sie Francke in den Halleschen Stiftungen einer erstaunten und überraschten Öffentlichkeit Europas nun tatsächlich vor Augen stellt. Andreae fordert bereits die geschlossene Internatserziehung der Jugend. Schon in dem grammatisch-rhetorischen Unterbau sind die neuen Überzeugungen berücksichtigt, die der Muttersprache, der Natürlichkeit, der Stoffbeschränkung und vor allem der Anschaulichkeit den Vorrang geben. Auf der Unterstufe werden Latein und Griechisch durch die lebenden Fremdsprachen ergänzt. Sie werden nach einer vereinfachten Methode zum praktischen Gebrauch gelehrt. Daneben wird der Mathematik ein großer Raum gewährt. Der Geist des mathematischen Zeitalters bricht durch. Die Mathematik gilt als Grundlage aller praktischen Erfahrungen. Sie ist auch die einzige Wissenschaft, wo „der Mensch mit der Endlichkeit ringt und tief in die Geheimnisse der Ewigkeit eindringt, wo er die Körperwelt in ihrer Abstraktion erfaßt und in der Verworrenheit der Welt die Wege zu den ersten Prinzipien aufzeigt“ (Johann Valentin Andreae).

Franckes Seminaridee als Zusammenfassung einer geistigen und religiösen Elite, die sich hier nach einem erfolgreich abgeschlossenen Universitätsstudium noch einmal vereinigt, ist nur von Johann Valentin Andreaes Weltverbesserungsplänen aus ganz verständlich. Der große Hallenser hat Andreaes Staatsutopie, die Christianopolis, wie er selbst im Großen Aufsatz bekennt, als Vorlage verwendet. Wer ihn auf Johann Valentin Andreae hingewiesen hat, ist nicht schwer zu erraten, falls Francke nicht von sich auf ihn gestoßen sein sollte. Es kann sich hier nur um Spener handeln. Dessen engster Mitarbeiter, der ihn in Frankfurt vor allen anderen zur Abhaltung von Konventikeln ermutigt hat, ist der Rechtskonsulent Johann Jakob Schütz gewesen. Bei Schütz sind all die Reformgedanken seines Oheims Andreae lebendig geblieben. Spener hat einmal bekannt, er habe von Schütz in Frankfurt mehr für sein Christentum gelernt als vielleicht jemand von ihm. Öfters hat der Frankfurter Senior ausgesprochen: „Wenn ich einen von den Toten rufen könnte, daß er wieder die Wunden der Kirche mindere, so ist es Andreae. Denn keiner habe diese Wunden so tief erkannt wie dieser.“

Noch deutlicher ist Speners Wort in seinen *Consilia*, die 1692 in den Buchhandel kommen: er würde gern Andreaes Christianopolis wieder drucken lassen⁶³.

Bei dem ganz engen Gedankenaustausch zwischen Spener und Francke liegt es durchaus auf der Hand, daß der Hallenser auf Andreae aufmerksam gemacht wurde.

Aus vielen Gründen mußte Andreae dem Hallenser sympathisch sein. Dessen wiederholt ausgesprochener Plan, eine Bruderschaft derer zu gründen, die Christus, die Quelle der Liebe, als ihr Haupt anerkennen, konnte ihn nur erfreuen. Im Glaubensbekenntnis der Christianopolis, deren Beschreibung Spener gern wieder drucken lassen wollte, steht an erster Stelle die Wiedergeburt. An eine mechanische Kopierung der Christianopolis hat Francke natürlich nie gedacht.

Neu und großartig bei Francke ist, daß er das, was bei dem unruhigen Andreae notwendigerweise nur Planung sein und dabei den Anhauch des Phantastischen nicht ganz vermeiden konnte und wollte, zu verwirklichen beginnt. Wenn Francke „zur realen Verbesserung in allen Ständen in und außerhalb Deutschlands, ja in Europa und allen übrigen Teilen der Welt“ ein Seminarium universale zu gründen sucht, so ist hier dieses irdische Bauen des Reiches Gottes wie bei Andreae proklamiert. Aus diesem Seminarium universale hofft Francke „stets, und von Zeit zu Zeit wohlgeratene Pflanzen und Bäume herauszunehmen, die an andere Orte und in andere Länder aller Teile der Welt“ verpflanzt werden können. Unter der „Direktion Gottes“ wird die tiefgreifende Erneuerung des gesamten Lebens der Völker in allen öffentlichen und privaten Bezirken durch die Glieder einer erweckten Christenheit geplant. Sie sind berufen, eine neue glückselige Zeit herbeizuführen.

Francke steckt seine Ziele hier nicht niedriger als sie Andreae, vielleicht bei diesem mehr ein Spiel der Gedanken, gesteckt hat. Es ist tatsächlich die Bildungsrepublik Andreaes! Die Menschheit in „ein gelobtes Land“ hineinzuführen ist für Francke die Aufgabe einer innerlich erneuten, in einer Bruderschaft vereinigten und zur Zeugenbereitschaft erwachten Christenheit. Wie bei Andreae ist der Weg ins gelobte Land ein Bildungsproblem. Da „an treuen und guten Arbeitern ein unbeschreiblicher Mangel ist“, soll es nicht bei der Errichtung eines Seminarium universale sein Bewenden haben. „Anstalten zur Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts, reich und arm, von zarter Kindheit an“ sollen auf das eine Hauptseminar hinführen.

Im auffälligen Gegensatz zur Zeit, welche die Mädchenbildung

weithin völlig vernachlässigt und unbeachtet läßt, fordert Francke ausdrücklich die gleiche Ausbildung für die weibliche Jugend, die für die männliche als selbstverständlich galt. Francke kannte Fénelons programmatische Schrift über die Erziehung der höheren Töchter. Sein väterlicher Freund, der lutherische Staatsmann Veit Ludwig von Seckendorff hatte bereits in aller Öffentlichkeit die Frage der Bildungsfähigkeit der Mädchen, vor allem ihrer natürlichen Begrenzung gestellt. Aber auch hier wird Andreaes Schatten sichtbar. „Ich weiß nicht“, sagt Andreae, „warum dies Geschlecht, das doch von Natur nicht unbegabter ist, anderswo von der Bildung ausgeschlossen ist.“ Andreae selbst steht unter dem Eindruck des humanistischen Kulturzieles der „gelehrten Frau“, in dem Traditionsraum, der eine neue Einschätzung der Frau in der Bildungswelt von kulturrevolutionärem Ausmaße einleitet.

Darüber darf nicht das Neue bei Francke übersehen werden. Die Baupläne Andreaes, die Francke ungescheut übernimmt und einer Verwirklichung zuzuführen strebt, sind von einem neuen Erleben durchglüht. Der Aufbruch zu einer Bruderschaft aller religiös lebendigen und aktiven Christen, wie er sich für Francke überall im Protestantismus anzeigt, beflügelt seine Schritte, läßt diese von Andreae entwickelten Zielsetzungen in eine greifbare Nähe rücken. Es müssen nur pausenlos Anstöße erfolgen, um die Bewegung, deren Morgenröte Francke sieht, vorwärtszutreiben. Es kommt alles darauf an, Möglichkeiten persönlicher Begegnung zwischen den Gliedern der verschiedenen Kirchen, die guten Willens sind, vorzubereiten. Bei der Jugend ist zu beginnen. Sie ist bildungsfähig und noch ganz anders als die Erwachsenen zu formen. Das ist eine Überzeugung, die den ganzen halleschen Pietismus beseelt. Jetzt wird verständlich, warum Francke und Ludolf aus dem Orient und aus Rußland junge Menschen nach Halle zu locken suchen. Zu diesem Zweck sind Stützpunkte in Konstantinopel, in Moskau, in Astrachan, und wo es nur möglich ist, erforderlich. Man versteift sich dabei nicht einmal auf Halle als Mittelpunkt. Francke und Ludolf haben ernstlich daran gedacht, Jerusalem im Heiligen Land zum Mittelpunkt dieses Seminarium universale zu machen, wenn die jungen Christen aus allen Kirchen leichter dorthin strömen als nach Halle.

Francke meint, daß dieses Seminarium universale, das er zuerst in Halle aufzubauen gedenkt, sofort 1000 Schüler aufweisen könnte, die von allen Seiten herzuströmen würden, wenn nur die wirtschaftlichen Vorbedingungen für den Massenzustrom von in- und ausländischen Studenten erfüllt sind. Die soziale Frage als Grund-

bedingung eines erfolgreichen Unterrichts muß gelöst werden. Es soll „zu Nutzen für andere Nationen sowohl als für Deutschland“ geschehen.

Mit dem Gedanken eines Seminarium universale will Francke zugleich ein „höchst nützlich Seminarium rei publicae vere Christianae“ verbinden. Die Notstände der Zeit sollen hier durch gründliche Untersuchungen analysiert und positiven Lösungen zugeführt werden. Vor allem denkt Francke an „die rechte Versorgung der Armen und Waisen, der verarmten Handwerksleute und der Exulanten“. Auch dieses Programm steht in einem ideengeschichtlichen Zusammenhang mit den sozialwirtschaftlichen Problemen, die in den Utopien des 16. Jahrhunderts und dann bei Andreae einen breiten Raum einnehmen. In diesen Staatsromanen ist die soziale Frage gelöst! Es finden sich keine Arbeitslosen, keine Armen. Hier kündigt sich eine neue Sozialität an!

Spener wie Francke lehnen die bisherige unsystematische „Lieblosigkeit“ des Almosengebens ab, mit der man glaubt, die soziale Not zu beschwichtigen. Beide stellen den Gedanken der Arbeitsbeschaffung in den Mittelpunkt der Armenfürsorge.

Wir beobachten hier, wie eine kleine, aber mit schöpferischen Plänen erfüllte pietistische Minderheit der aufkommenden Praxis des Frühkapitalismus zu begegnen sucht, der sich in der Hinwendung der Zeit zum Manufakturbetrieb vorbereitet. Spener beabsichtigt zum Beispiel für die Arbeitslosen in Berlin ein Manufakturhaus zu errichten, in welchem auf Rechnung Berliner Kaufleute eine Wollweberei betrieben werden soll. Von den erzielten Gewinnen sollen die Kaufleute ausgezahlt werden, die man für den Anfang als Geldgeber braucht. Das eindeutige Ziel ist, den Betrieb auf eigene Füße zu stellen. Die Arbeitszeit ist so zu bemessen, daß genügend Zeit und Kraft verbleibt, die in dem Betrieb Arbeitenden, Alte und Junge, im Lesen, Schreiben und Katechismus zu unterrichten. Der Pietismus weiß, daß Bildung der erste Schritt zum sozialen Aufstieg ist. Unter den Arbeitern des Manufakturbetriebes sollen die Kräfte geweckt werden, die die Führung des Betriebes auf genossenschaftlicher Basis für die Mitarbeitenden zu übernehmen vermögen. Das ist ein sauberes und klares Programm!

In einer Zeit, in der eine neue Schicht von Manufakturbesitzern aufkommt, proklamieren Spener und Francke die genossenschaftliche Selbsthilfe der Arbeitslosen, die in eigenen Manufakturbetrieben, vom Fremdkapital freigeworden, ihre Existenz sich selbst erfolgreich zu sichern verstehen. Bekanntlich haben die Herrnhuter auf dieser genossenschaftlichen Basis, die Spener und Francke auf

Grund einer reichen, wenn auch verkümmerten deutschen genossenschaftlichen Tradition fordern, die existentielle Sicherung ihres kleinen pietistischen Stadtstaates in Herrnhut und eine soziale Geborgenheit aller ihrer Glieder in ihrer kritischsten Periode erreicht⁶⁴.

Wir vernehmen hier in den Stimmen Speners und Franckes die Stimmen Johann Arndts und Johann Valentin Andreaes. Im Pietismus ist eine soziale Dynamik aufgebrochen, die leider keinen Widerhall gefunden hat. Wenn dieser Gedanke einer genossenschaftlichen Gegenbewegung gegen den aufkommenden Frühkapitalismus in seiner Vorform des Manufakturwesens in weiteren Kreisen durchgedrungen wäre, wie viele Tränen wären weniger geweint worden! Francke und Spener sind mit dem genossenschaftlichen Selbsthilfeprogramm in ihrer Zeit nicht verstanden worden. Zu stark hat augenscheinlich die allen Selbständigkeitswillen zermahlende Macht des Obrigkeitsstaates, der alles reglementiert, auf den Gemütern gelegen, zu stumpf ist noch das Wollen der Armut. Die Sozialgeschichte Europas mußte erst alle die notvollen Phasen ihrer Entwicklung durchlaufen.

Es ist zu billig, wenn tadelnd darauf hingewiesen wird, daß Francke die stärksten Beziehungen zu den Manufakturbesitzern in Rußland, wie Müller, Winius, von Sweden, und auch zu den Organisatoren des russischen Manufakturwesens, wie Bruce und Brochhausen, gepflegt habe. Die Beobachtung ist richtig, daß sich das aufstrebende Bürgertum dieser neuen Wirtschaftsform zuwendet und daß seine beweglichsten Kräfte pietistisch gesonnen sind. Auf den ersten Eindruck hin könnte man sogar sagen, daß Francke diese Entwicklung zu den Frühformen des Kapitalismus geradezu gefördert hat. Die in seinem Adelpädagogium ausgebildeten jungen Standesherrn hat Francke tatsächlich aus der großen und verschwenderischen repräsentativen Lebensführung zu den sachlichen Aufgaben in Staat, Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft hingeführt. Der pietistisch gesonnene, um das Hallesche Werk gescharte Adel vollzieht diese Wendung und wird vor allem auch wirtschaftlich tüchtig. Auf dem Grundbesitz des Adels werden jetzt Manufakturen, Glashütten und Bergwerke gegründet. Francke hat jedoch, inmitten einer kleinen gleichgesinnten Minderheit, umgeben vom Mißtrauen der altgläubigen Kreise, die sich entwickelnden Verhältnisse, die auch ohne ihn gekommen wären, im Sinne einer Sozialgesinnung zu lenken versucht.

Vergessen wir nicht, daß Francke mit Leibniz und vor allem mit Andreae, dem Schöpfer des ersten evangelischen Staatsromanes,

darin übereinstimmt, daß die wissenschaftliche Erforschung und Nutzung der Naturkräfte die Güte, die Weisheit und Größe des Schöpfers ins helle Licht rücken. Es glüht in diesen Persönlichkeiten ein soziales Pathos, die Erkenntnisse der Naturwissenschaften der Allgemeinheit nutzbar zu machen und zugleich die große Güte Gottes offenbar werden zu lassen, der den Menschen den Tisch so reichlich deckt. Zu dieser Gesinnung, daß man mit der Erkenntnis der Natur und der Nutzung ihrer Kräfte Gott die Ehre geben, d. h. dem Nächsten dienen soll, hat Francke nicht nur die jungen Schüler des Pädagogiums, sondern den ganzen Pietismus und darüber hinaus das ganze Bürgertum und den Adel zu führen gesucht. Wenn die überwältigende Mehrheit des Bürgertums den Pietismus mit seinen ethisch scharfen Forderungen als zu rigoros, vielleicht auch als zu eng empfunden hat und lieber in den herkömmlichen ruhigen und beruhigenden Formen der sich langsam zur braven Aufklärung umformenden Frömmigkeit, die den einzelnen ethisch nicht strapaziert, geblieben ist, kann man diese Entwicklung nicht allein zu Lasten des Pietismus buchen. Francke wenigstens hat sich gegen diese Entwicklung, die zu den sozialen Härten des Frühkapitalismus entartete, mit der Wucht seiner Persönlichkeit zu stemmen versucht. Er hat ihr nicht kritiklos gegenübergestanden und sie nicht einfach als zwangsläufig hingenommen, sondern sich bemüht, sie zu steuern. Dazu hat sein Plan eines *Seminarium rei publicae vere Christianae* dienen sollen. Nun ist auch verständlich, warum Francke auch das Königliche Pädagogium in seinem Projekt auf die gleiche Höhe wie das *Seminarium universale* zu treiben sucht, als deren Vorschule es anzusehen ist. Er würde sich getrauen, tausend Schüler aus allen Ländern im Nu zu finden, wenn nicht mehr die Elternschaft allein für den Unterhalt der Schulanstalt aufkommen müßte.

In das projektierte *Seminarium rei publicae vere Christianae* soll die Jugend einströmen, die einmal den höheren Beamtenstab der bürokratischen Adelsmonarchien bilden wird. Auch das künftige Offizierskorps vor allem Brandenburg-Preußens soll hier geformt werden. Im halleschen Pietismus tauchen die Gedanken einer umwälzenden Heeresreform wieder auf, die das unglückselige Söldnerwesen mit seinen entsittlichenden und demoralisierenden Folgeerscheinungen ablösen soll. Ein Volksheer wird gefordert, in dem eine kleine Zahl von Berufssoldaten nur den Kern bildet. Diese Gedanken gehen unmittelbar über Seckendorff auf den Niederländer Justus Lipsius als Theoretiker des neuzeitlichen Machtstaates, auf Lazarus von Schwendi, auf Michel Ott von Echter-

dingen und schließlich auf Machiavelli zurück, der als erster zu Beginn des 16. Jahrhunderts das Söldnerwesen durch die nationale Volkswehrpflicht ersetzen wollte⁶⁵.

Umfassende Pläne zur Reform des Gesundheitswesens, des Gerichtswesens, die Forderung einer deutschen Rechtssprache und einer Rechtsprechung aus dem christlichen Volksempfinden heraus, das Richter verlangt, die nach Billigkeit und Güte, nicht nach dem tötenden Buchstaben Recht sprechen, werden im halleschen Pietismus ausgeformt⁶⁶. Für alle diese umstürzenden Reformgedanken, die nicht zuletzt auch einer Humanisierung des Strafvollzugs das Wort reden, hat sich Francke das *Seminarium rei publicae vere Christianae* als Pflanzboden gedacht. Es werden bei Francke weiterhin Gedanken geäußert, die uns heute als ein selbstverständlicher Besitz der Gegenwart erscheinen, damals aber von erregender Aktualität sind.

„Diese Seminaria dann insgesamt müssen dergestalt ineinander fließen und eins dem anderen die Hand bieten, daß ein jeder Verständiger, dem man die ganze Einrichtung vor Augen legt, notwendig bekennen müßte, daß daher eine sehr große und weit und breit sich erstreckende Verbesserung des allgemeinen Wesens, ja eine Pflanzung der wahren lebendigen Erkenntnis Gottes in der ganzen Welt mit gutem Grund zu erwarten sei.“ Diese Überzeugung spricht Francke in seinem ersten großen Projekt aus. Die Übereinstimmung letzter und tragender Grundsätze mit Leibnizschen Gedanken ist offensichtlich. Das Ineinanderfließen der Seminare macht den Leitgedanken der Harmonie wie bei Leibniz sichtbar. Wenn Francke ausdrücklich vorschlägt, daß „man die Studenten so anleiten soll, daß man sie in den Wissenschaften, die einen realen Nutzen haben, ganz gründlich unterweise“, so kann man ihn nicht einer wissenschaftsfeindlichen Gesinnung bezichtigen.

Wenn Leibniz bei seinen Unionsplänen, beim irdischen Bauen des Reiches Gottes, nichts von den aristotelisierenden Universitätsprofessoren, noch weniger von streitsüchtigen Theologen erwartet, aber alles von den Juristen und Diplomaten wie von dem in wissenschaftlichen Gesellschaften zusammenarbeitenden neuen Typ des Gelehrten, so entfacht der hallesche Pietismus diese Laienbewegung im Raum der evangelischen Kirche. Auf den Franckeschen Schulen sucht ein neues Bildungsideal Persönlichkeiten in allen Ständen heranzubilden, die, an den Realwissenschaften geschult, ohne Vorbehalte die unantastbaren Ergebnisse der Realwissenschaften anerkennen und sich welttüchtig und weltmännisch bewegen können.

Francke hat die auf Experiment, Erfahrung und Beobachtung gegründeten exakten Naturwissenschaften nach Kräften gefördert. Er gründet die erste Schulsternwarte Deutschlands, den botanischen Schulgarten, die erste Naturaliensammlung, die Schulzwecken dient und nicht wie bisher fürstlicher Sammelleidenschaft ihre Entstehung verdankt. Andreae fordert in seiner Utopie die Unterweisung in der Anatomie, die an Tier- und Menschenleichen der Jugend Zusammenhang und Zweck der Organe erklärt, vor allem den Bau des menschlichen Körpers, „den man ja das verkleinerte Abbild der Welt zu nennen pflegt“. Francke führt diesen Unterricht an Tierleichen in seinen Schulanstalten ein und verzichtet auf die gedruckten Modellbogen. Man denke noch an seine Forderung einer klinischen Ausbildung der Medizinstudenten, an seine Bemühungen um die Hebung der Volksgesundheit durch vernünftige Belehrung, an den neuen Typ der Realschule, den einer seiner Schüler aus seinen Anregungen folgerichtig entwickelt.

Und wie Leibniz von der Realisierbarkeit seiner großartigen Ideen überzeugt ist, bewegt auch Francke die Gewißheit, daß Gott die Verbesserung der ganzen Welt, die Heraufführung des Reiches Gottes, in seiner Zeit in Angriff nimmt. Francke beteuert, daß sein Projekt die Grundlage sei, nach der in Halle praktisch gearbeitet wird⁶⁷. Gott habesich vor aller Welt zu diesem Werk schon bekannt.

„Das weiß ich, daß ich Gott und den ganzen Himmel auf meiner Seite habe! Gott hat diesem Werk nun schon einen solchen Siegel aufgedrückt, daß ein jeder wohl erkennen kann, daß es nicht mein Werk sei: so liegt nun auch seine Ehre darin, daß er es mit seinem allmächtigen Arm unterstütze und erhalte!“

Francke ist der Überzeugung, daß Gott in den Halleschen Stiftungen das General- und Hauptwunder der Zeit gestiftet hat. In seinem Projekt zu einem Seminarium universale spricht er davon, daß das Werk in Halle „gleichsam Cymbalum mundi werden, als eine Stadt, die auf dem Berge liegt, jedermann in die Augen fallen und also dieses Exempel selbst andere zum Nacheifern reizen soll“. Halle ist der Mittelpunkt und Ausstrahlungsort der ganzen Reich-Gottes-Bewegung. Darum ringt Francke, daß Gott das Werk „zu einer allgemeinen Verbesserung in allen Ständen nicht allein in Deutschland und in Europa, sondern auch in der übrigen Welt in kurzer Zeit hinausführe“.

In 14 Einzelpunkten, der ganzen Umständlichkeit der Zeit entsprechend, wird diese Überzeugung bei Francke verfochten. Er vertritt darin nichts Geringeres als den Anspruch, daß die „Christianopolis“ eines Johann Valentin Andreae sich hier unter Gottes

Segen verwirkliche, diese Idealstadt, diese Idealstaatlichkeit im kleinsten Maßstab, als ein Muster für die ganze Welt. So stark wirkt dieser Gedanke eines Musterstaates, einer Stadt auf dem Berge im Pietismus, daß kein anderer als Zinzendorf auch als Glied des alten Adels später ebenfalls versucht, eine selbständige, reichsunmittelbare Grafschaft Zinzendorf irgendwo in Hessen oder Franken zu erwerben. Die Brüdergemeinde sollte Mittelpunkt dieses kleinen Staates, einer Christianopolis werden!

Die gleiche Eile, von der Leibniz unablässig getrieben wird, beflügelt auch Francke. In seinem „Großen Aufsatz“ gesteht er: „Mein vornehmstes Anliegen bei dem allen ist dieses, daß bei der so großen Gelegenheit, Gutes zu tun und denen dabei befindlichen Hindernissen immer ein Jahr nach dem anderen vorbeiläuft und also dasjenige, was das Allerköstlichste in diesem Leben ist, nämlich die Zeit, in welcher Gutes geschehen kann, einmal vorbei ist.“ Es ist die Angst, daß „Gott sein Werk steckenlasse“.

Nicht von ungefähr fließt Francke im Schlußabsatz seines „Großen Aufsatzes“ die Geschichte vom Wüstenzug Israels in die Feder⁶⁸. „Stelle mir die Kinder Israels vor, welche hätten wohl können in das gelobte Land eingehen wenigstens im anderen Jahr, nachdem sie aus Ägypten geführt. Daß sie aber vierzig Jahre in der Wüste zubringen und nur immer hin- und herziehen mußten, ja in der Wüste verfielen, und nicht sie, sondern ihre Kinder in das verheißene Land kamen, war allein Ihres Unglaubens Schuld.“

In Francke ist die ganze Zeit lebendig. Er ist doch in einer Zeit aufgewachsen, die allen Boden unter den Füßen zu verlieren droht, der das, was bis dahin tragende Lebensüberzeugung gewesen ist, unter den Händen zerrinnt. Bei aller Wohlgemutheit des Barocks wird er doch von einer geheimen Angst vorwärtsgepeitscht, nicht zum Ziele zu kommen. Die Vanitas-Idee quält die Gemüter. Die Totenschädel auf den barocken Grabdenkmälern, die gebrochenen Lebenssäulen auf den Gottesäckern verraten die ganze Unsicherheit der Zeit. Zeittragik und Zeitangst brechen auf. Der Zeitbegriff ist gefüllt mit Bedrängnis. Es ist die große Fremdheit, die in den Zeitwenden über die Menschen kommt. Der Barock ist ein Bewußtwerden der großen Konflikte des Lebens. Der Humanismus hat sie noch verklärt und die Renaissance hat sie im Rausch der Sinne noch niedergehalten. Aber diese seelischen Möglichkeiten reichen nicht mehr zu.

Francke möchte die Wüstenwanderung der Menschheit beenden. „So glaube ich von ganzem Herzen, Gott werde sein Werk keinesfalls steckenlassen ...“ Aber die vielen Worte, die er gebraucht,

können eine leise Unsicherheit nicht vertreiben. „Wann und wie er aber sein Werk hinausführen wolle, wird billig allein seinem guten und gnädigen Willen anheimgegeben.“ Wenn der Hallenser diese Gedanken nur einem sorgfältig ausgewählten Kreis vorlegt und ihre Verbreitung in der Öffentlichkeit nicht zuläßt, so dürfen wir sie dennoch mit voller Berechtigung als die Pläne ansehen, die ihn zutiefst bewegen. Seine erstaunlich vielseitigen Bemühungen lassen sich von hier aus erst in ihrer umfassenden Weite richtig bemessen. Francke hat sie erstmalig im Jahre 1701 und dann in erweiterter Form im Jahre 1704 schriftlich niedergelegt, nachdem der Briefwechsel mit Leibniz wieder eingeschlafen war. Sie haben sich sicherlich in der Zeit ausgeformt, in der er mit Ludolf und schließlich mit Leibniz in Verbindung tritt.

Wir lassen ruhig die Frage offen, ob und in welcher Weise Francke dabei in die Leibnizschen Gedanken eingebogen und wieweit er von ihnen wirklich abhängig ist. Wahrscheinlicher ist es, in diesen frühauflärerischen Gedanken, die beiden gemeinsam sind, den Ausdruck einer geistesgeschichtlichen Wandlung anzunehmen, die sich bei beiden ins helle Bewußtsein erhebt, so daß sie zu einer überraschenden Gemeinsamkeit gelangen⁶⁹.

Die Unterschiede zu Johann Valentin Andreaes Idealbild einer „Christianopolis“ liegen vor allem in der grandiosen Konzeption eines irdischen Bauens der civitas Dei in Weltmaßstäben, in der Proklamierung einer protestantischen Weltmissionsverpflichtung, in dem neuen Aktivitätsideal. Die deutsche Staatsutopie Andreaes ist eigentlich ein Bildungsroman. „Sie hat es viel weniger mit der Menschheit oder irgendeinem besonderen Teil derselben zu tun als mit dem *Einzelnen*.“

An die Stelle der mittelalterlichen res publica Christiana ist bei Leibniz und bei Francke der Reich-Gottes-Gedanke getreten. Hinter ihm steht das Wissen um die Not einer zerrissenen, konfessionell verfeindeten Christenheit, aber auch um die Weite einer Welt, die fünf Erdteile umfaßt. Im Reich-Gottes-Begriff ringt eine Kirche, die in Bewegung geraten ist, um ihre Selbstvergewisserung, um das Bewußtwerden ihrer neuen Aufgaben. Alles Statische, das dem Begriff der Kirche als territorial begrenzter Staatskirche anhängt, löst sich in dem Reich-Gottes-Begriff in lauter Dynamik auf.

Die Unterschiede zwischen Leibniz und Francke werden bei der Aufweisung des Gemeinsamen nicht verwischt⁷⁰. Francke ist unter der Erfahrung der Durchschlagskraft der alten Botschaft von Sünde und Gnade angetreten und gewinnt seine Freudigkeit

aus der Erfahrung, daß sie Ungezählte zu einem opferbereiten, aktiven, zeugenfreudigen Christenleben erneuert. Unter diesem Vorzeichen beginnt er sein irdisches Bauen des Reiches Gottes. Die Botschaft von der ewigen Errettung des verlorenen Sünders und die Tatsächlichkeit der Befreiung und Berufung des begnadigten Sünders zum Wirken für das Reich Gottes liegen wie zwei Kreise ineinander. Der Gedanke der Nachfolge Christi, für die in Luthers Rechtfertigungslehre zu wenig Raum zu sein schien, ringt sich aus den Tiefen der europäischen Bewußtseinswandlung des 17. Jahrhunderts empor und wird zu einem bestimmenden Element der Erweckungsfrömmigkeit. Das große reformatorische Thema von Sünde und Gnade bleibt, aber es wird vom Gegensatz zwischen der Welt und dem Reich Gottes überschattet. Für Luther bleibt die Welt Welt. Man kann sie nicht ohne Christus regieren, aber auch nicht mit Christus. Der fundamentale Unterschied zwischen der geistlichen und der irdischen Existenz, die unlöslich mit der Sünde verflochten ist, verwischt sich schon bei Andreae, noch mehr bei Francke. Ein Bildungsoptimismus überdeckt das reformatorische Menschenverständnis. Es ist kein bewußter Abfall von Luther, aber das Lebensgefühl ist anders geworden. Die Gedanken weisen in die Zukunft.

Leibniz lebt mehr in der mit lutherischen Momenten angereicherten weltlich-renaissancehaften Tradition. Die Signatur eines Erweckungschristentums ist bei dem Leibnizschen Frömmigkeitspathos, das in die Urgründe seines Gemütes führt, nicht wahrnehmbar. Leibniz spürt ganz intensiv die Schranken des halleschen Pietismus, der bei all seiner geistig-religiösen Fülle sehr schnell aus der Phase schöpferischer Gestaltung in die Versteifung gerät.

Doch haben diese Unterschiede die Wucht der Zertrennung verloren. Mag das Pathos der absterbenden Orthodoxie in einem „Entweder-oder“ beschlossen liegen, die aufklärerisch gestimmte neue Geistigkeit verabscheut diese „ewige Konsequenzmacherei“, die immer nur Trennungsgräben zieht und tote Grenzzonen schafft. Die Sehnsucht der Zeit geht nach einer Synthese, nach der großen Harmonie mit Gott, mit der Schöpfung und dem Mitmenschen. Jedenfalls verbindet diese frühaufklärerischen Menschen eine versöhnliche und heitere Haltung, die unermüdlich neue Wege zueinander suchen heißt und sich nicht verbittern lassen möchte.

Der große Philosoph Leibniz hat später August Hermann Francke in Halle besucht. Francke ist nicht nach Hannover oder an einen dritten Ort einer Begegnung gefahren. Besitzt doch der Hallenser in seinen mächtig emporblühenden Stiftungen jenes Kraftzentrum, von

dem aus die Generalreformation der ganzen Welt beginnen kann. Das gewährt Francke gegenüber Leibniz die Ruhe und gibt ihm den Mut, diesen genialen Philosophen, wie wir aus dem Briefwechsel über die Chinafrage ersehen konnten, mit der Fülle seiner Gedanken und persönlichen Beziehungen in seine halleschen ökumenischen Bestrebungen einzuberechnen. Andererseits enthüllt sich ein Stück Tragik im Leben Leibniz', daß er diesen ruhenden Mittelpunkt, den Francke in Halle besitzt, nicht finden kann, weder in Hannover noch in Berlin, weder in London noch in Paris, auch nicht in Wien. Daraus erklären sich manche Sonderlichkeiten und Eigenwilligkeiten im Leben dieses größten Polyhistor seiner Zeit. Leibniz beendet einsam und fast unbeachtet seine Lebenstage in Hannover. Als Francke die Todesnachricht empfängt, gehört er zu den wenigen seiner Zeit, die eine Weile verharren, weil sie wissen, daß ein Großer diese Welt verlassen hat. Es bewahrheitet sich, daß große Persönlichkeiten nach allen Seiten hin frei und offen bleiben⁷¹. Mit innerer Notwendigkeit weisen alle ökumenischen Pläne über sich hinaus zur Missionsaufgabe an der nichtchristlichen Welt. Die grandiose Konzeption eines irdischen Bauens der civitas Dei drängt dazu, die Weltmission in Angriff zu nehmen. Der Gedanke der ökumenischen Verpflichtung erzeugt den Gedanken der christlichen Mission. Dahinter leuchtet schon die Wahrheit auf, die in dem Satz gipfelt: Es gibt nur einen Weg, der Einheit der Kirche näherzukommen — das Ernstnehmen ihres Missionsauftrages. Das ist doch der bleibende Gewinn einer Begegnung zwischen Leibniz und Francke, so unterschiedlich auch der Leibnizsche Kulturmissionsgedanke von dem Missionsgedanken Franckes ist. Leibniz geht weit über die Idee einer selbstgenugsamen Universalkirche, die in der Anschauung ihrer selbst versunken bleibt, hinaus. Die Grundlagen einer ökumenischen und missionarischen Praxis sind gelegt worden. Francke wartet auf die Stunde, die Gott zeigt. Es leuchtet ihm ein, daß „Schulen nach hallescher Art“ in den Hauptstädten zu errichten nach dem Urteil von Leibniz in dem großen Programm der erste, unverdächtige und sichere Schritt ist, um Größeres vorzubereiten. Als in England der Wunsch nach einem Pädagogium hallescher Prägung laut wird — es geschieht spätestens im Jahr 1698 —, weiß Francke, daß er zu handeln und nicht zu zögern hat. Neuland wird betreten, und es muß sich zeigen, ob Franckes ökumenische Überzeugung sich in der harten Wirklichkeit des Lebens bewährt. Ein Klärungs- und Reifungsprozeß setzt ein. Hinter diesem Nahziel, das nun auch nach dem Westen weist,

nachdem sich die Rußlandbeziehungen bereits wirksam angebahnt haben, verliert sich das Fernziel keinesfalls in nebelhaften Gefilden. Beide Persönlichkeiten, Leibniz wie Francke, glauben mit heißem Herzen an die Verwirklichung ihrer Pläne. Daß beide elastisch genug sind, in einer solchen Variationsbreite zu denken und dabei die ganz unmittelbaren Tagesaufgaben nicht zu versäumen, beweist ihre unvergängliche Größe, des einen in der Welt des Geistes, des anderen vor allem in der Welt der Kirche.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is written in a cursive script and is mostly illegible due to fading and the angle of the page. It appears to be a letter or a document, possibly related to the DFG logo at the bottom right.